This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 269 006

2 vols 8a

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

# Bibliothek
von
# Romanen,
für
gebildete Leser.

Sechs und achtzigster Band.

UNIV. OF
CALIFORNIA

## Der Herr Nachbar.
Erster Theil.

Berlin,
in der Maurerschen Buchhandlung.

# Der
# Herr Nachbar.

Eine
Sammlung von Erzählungen,
herausgegeben
von
Karl Stein.

Erstes Bändchen.
Mit einem Titelkupfer.

Zweite, vermehrte Auflage.

Berlin 1811.
Bei Friedrich Maurer.

PT1[illegible]8
S7
v.1

# Inhalt.


| | |
|---|---|
| Der Friede von Tilsit | Seite 5 |
| Ewige Liebe | 35 |
| Gustav Steinburg | 67 |
| Der unruhige Morgen | 114 |
| Täuschung für Täuschung | 201 |
| Edelsinn im Wettkampf | 205 |
| Das Urtheil Salomons des jüngern | 212 |
| Der fremde Offizier | 221 |
| Nationalstolz | 227 |
| Seltene Freundschaft | 235 |
| Beaumarchais und der Mörder | 239 |
| Treue und Güte | 242 |
| Der Spanier in Deutschland | 247 |


M120461

# Der Friede von Tilsit.

Der Friede von Tilsit war geschlossen, die Heere kehrten zurück aus dem Gewühl des beendigten Kampfs.

Trommeln wirbelten in der Nähe des niedersächsischen Städtchens B.., und im regen Treiben bereiteten Frauen und Töchter innerhalb der Mauern Wohn- und Schlafzimmer zum Empfang des französischen Militairs, von dem ein Regiment heute hier eintreffen sollte. Im Hause der Kaufmannswittwe Neumann war ein Colonel mit seinem Adjutanten angesagt. Die Wirthin wurde

von einer Krankheit an ihr Bette gefesselt, aber an ihre Stelle war ihre Schwester, Frau Rosenau, und deren sechszehnjährige Tochter Henriette, getreten; schon schimmerte hier das Gastbette in der Farbe des frischen Schnees aus der Kammer, und im grünen Zimmer ermangelte nichs an einfacher Eleganz und erfreulicher Reinheit.

Eben schloß Frau Rosenau die Fenster des Gastzimmers, durch die man frische Luft eingelassen hatte, und der junge Maler Reinwald befestigte noch ein Portrait Friedrichs II (das ehedem des seligen Hausherrn Schlafgemach geziert hatte) an die Wand, als die Soldaten durch das Stadtthor einmarschirten.

Frau Rosenau stand jetzt mit gefalteten Händen am Fenster des anstoßenden Zimmers und starrte, in Gedanken versunken, hinaus, da folgte Reinwald ihr nach, ergriff ihre Hand

und fragte mit weichem Tone: Sind sie mir böse, Mutter?

„Ich, Ihnen böse, lieber Sohn?“ — entgegnete gewendet die Befragte, und schüttelte verneinend das Haupt — „Warum?“

Sie sind heute so ernst, so feierlich, so traurig; auch Jettchen hat mir noch kein freundliches Wort gesagt: Muß ich nicht glauben, daß Sie mir zürnen? sagte er bekümmert.

„Unwandelbar ist unsre Liebe für Sie, zweifeln Sie nicht. Sie sind und bleiben mein guter Sohn, auch Henriette wird Ihnen Wort halten, nur ertragen Sie den Trübsinn, der mich an diesem Tage zum ernsten Schweigen nöthigt; daß meine Tochter den Kummer der Mutter theilt, kann Ihnen nicht unbegreiflich scheinen.“

Hätte ich nur nicht gerade für heute auf

Ihre freundliche Laune gerechnet. Ich dachte an etwas, das aber nun nicht passen würde. „Reden Sie.“

Oft erzählten Sie von Ihrem, so viel ich weiß, verstorbenen Manne, und schilderten seine Gestalt, sein Gesicht; meine Phantasie hielt die mir theuren Züge fest; ich zeichnete sie endlich, und vollendete ein Portrait: das wollte ich Ihnen heute zeigen, und Sie bitten, wenn es einige Aehnlichkeit mit dem Original hätte, es von mir anzunehmen. Darf ich aber nun? —

„Eben heute — O, Sie wissen nicht — Geben Sie mir das Bild. Sie haben sicher die Aehnlichkeit erreicht, ich kenne Ihr Talent in dieser Hinsicht. Lassen Sie sehn.“

Schüchtern zog Reinwald das Medaillon hervor und reichte es ihr. Bethränt sank sie, nach einem Blick auf das Gemälde, in den

nahen Stuhl. „Täuschend ähnlich!“ sagte sie nach einer Pause. „Wie hohen Dank bin ich Ihnen schuldig!“

Davon nichts, liebe Mutter! bat er. Ich freue mich, wenn Ihnen das Geschenk angenehm ist, wenn ich Ihnen etwas gutes gab. Doch nun auch eine Bitte: Verdiene ich Ihr Zutrauen, so lassen Sie mich wissen, was heute Sie und meine Braut betrübt. Mittheilung nimmt dem Gram das Herbe, und vielleicht bin ich fähig, wenn auch nicht zu helfen, doch Ihnen etwas tröstliches zu sagen. „Heute vor siebzehn Jahren war mein Vermählungstag“ — belehrte sie ihn — „all das Glück, dessen heitre Bilder vor meinem verklärten Blicke schwebten, ist verschwunden, und die Erinnerung trauert seit Jahren an diesem Tage um den großen Verlust. Dann erneut sich heute die Qual einer drückenden Unge-

wißheit. Und nun gerade an dieſem Tage der Einmarſch jener Soldaten.“

Ungewißheit? — der Einmarſch jener Soldaten? Nennen Sie es nicht Unbeſcheidenheit, wenn ich Sie bitte, mir Ihre frühere Geſchichte mitzutheilen. Vielleicht gelingt es mir, Sie zu beruhigen, wenn ich die Natur Ihres Grams kenne.

„Beruhigen? Ach nein. Aber auch die Theilnahme eines guten Menſchen iſt lindernd. Und warum ſollte ich für Sie Geheimniſſe haben? Hören Sie dann die Geſchichte meiner Leiden:

Mein Vater war Buchhalter in einem bedeutenden Handelshauſe zu Frankfurt am Main. Es war im Jahre 1789, als der Anfang der franzöſiſchen Revolution mehrere Familien aus Frankreich und über den Rhein führte. Unter den Ausgewanderten befand

ſich auch, mit ſeinem Sohne, der Marquis Molliere, der, nach der Aufhebung des Feudalſyſtems durch die Nationalverſammlung, im Vaterlande Namen und Glück zu verlieren fürchtete. Die Familie bezog eine Wohnung im Hauſe meiner Eltern; einen Monat ſpäter ſtarb der Vater, und der Sohn blieb allein bey uns. Der Gram des einſamen Fremdlings, der ſo rührend um den Abgeſchiedenen trauerte, zog mich an. Ich bemitleidete ihn, aber meine Theilnahme erhielt, als ich nun öfter in der Nähe des wohlgebildeten Jünglings war, bald einen andern Charakter. Wir ſchloſſen eine nähere Verbindung. Mein Vater war unbemittelt, der ſeinige hatte bei der Auswanderung durch die Bosheit eines mächtigen Feindes alles verloren, und ſo war unſre beiderſeitige Armuth ein wichtiges Hinderniß für die gewünſchte gänzliche Vereini-

gung. Dazu kam der entschiedene Widerwille meiner Eltern gegen eine solche Heirath, aber Liebe und Hoffnung zeichneten eine lachende Zukunft und das siebzehnjährige Mädchen gab sich ihrem Geliebten zum Weibe, der noch immer hoffte, bald mit Ehren in sein Vaterland zurückkehren und das väterliche Vermögen in Besitz nehmen zu können; doch manche Aussicht verdüsterte sich bald gänzlich, die erzürnten Eltern stießen die Leichtsinnige von sich aus. So standen die Neuvermählten allein in der Welt, dem selbstgewählten Loose Preis gegeben. Dieses Loos war nicht freundlich, denn auch die letzte Erwartung ward getäuscht; die von einem Onkel meines Mannes in Frankreich gehofte Unterstützung blieb aus, und die dumpfe Gährung in jenem Lande, die wir bald gehoben glaubten, nährte sich fort und fort; jetzt wandten wir uns Noth-

gedrungen zu mühevoller Arbeit: mein Mann schrieb, ich nähte und stickte um Lohn; unser Zustand wurde wieder erträglich. Das wahre Glück ist nicht an Ueberfluß und Unthätigkeit gefesselt. Der Reichthum erfüllter Wünsche vergalt uns die äußern Entbehrungen, ja wir nannten uns glücklich und waren es wieder als ich eine Tochter, meine Henriette geboren hatte. Da war das von uns bewohnte kleine ärmliche Zimmer ein Pallast; geschieden von der Welt und ihren rauschenden Freuden und betäubenden Genüssen, fühlten wir uns aufgenommen in den Himmel des bessern Lebens. Deutschland wurde meines Gatten zweites Vaterland, es kümmerte ihn nicht, daß drüben die Constitutionen fast mit den Monden wechselten, daß der Erbadel unterging, daß Frankreich im Kriege gegen Oestreich aufstand. Die Constitution, der Adel, der Frie-

de unſers Glückes blieb. Ach, das war eine ſchöne Zeit! Nur zu ſchnell entwich ſie. Ich erkrankte und ward auf längere Zeit für meine Arbeiten unfähig, des Mannes Fleiß reichte nicht hin, das ſchwache Weib, das hülfloſe Kind zu verſorgen. Zudem ſchwand die erſparte kleine Baarſchaft in Bezahlung der Arzneien. Trübe Stunden erſchienen, und laute Klagen wechſelten fortan mit Seufzern in der nehmlichen Wohnung, welche ſonſt nur fröhliche Lieder und die Aeußerungen der Liebe hörte. Nach einem Jahre genas ich, aber es blieb eine Schwäche zurück, die mir jede Anſtrengung unterſagte. Wagte ich im Bewußtſeyn der Dürftigkeit einmal eine Nachtwache, ſo ſtrafte eine gänzliche Abſpannung den Verſuch, und ich wurde auf Monathe den Qualen des Siechbettes hingegeben. So ging es wieder ein Jahr fort. Der Mangel

wurde immer furchtbarer; meine Mutter, die mich sonst insgeheim unterstützt hatte, starb, der strenge Vater haßte mich unendlich, die wohlwollende Schwester war entfernt, ihres geizenden Mannes strengbewachte Haushälterin, und in Frankreich wüthete fanatischer Haß wider die Emigranten; der wohlhabende und gemäßigte Oheim meines Mannes konnte, bei dem besten Willen, nichts für uns thun, seit sich die Nation im offenen Kriege gegen Deutschland befand.

Unser Unglück wurde vollständig, als der Krieg sich in unsre Nähe zog. Cüstine eroberte Mainz. Wir hatten alles zu fürchten, darum verkauften wir den Rest unsers Besitzes, und flohen mit einer großen Schaar von unglücklichen Ausgewanderten, die, gleich uns, das freudenlose Daseyn mindestens zu erhalten strebten, tiefer in Deutschlands Norden.

Das Unglück stählte meine Nerven, ich wurde in dem neuen Wohnorte gesund, und fing in Gesellschaft des Mannes wieder rüstig an, thätig zu seyn. Nach kurzer Zeit hatten wir uns in Cassel einen Wohnort begründet; das Glück belohnte den Fleiß, wir sahen uns wieder einigermaßen wohlhabend, als aufs neue der Baseler Friede feindlich zwischen uns und unsern Wohlstand trat. Ein fürstlicher Befehl trieb die Eingewanderten aus. Hamburg nahm uns auf. Der Kummer des neuen Verlustes und eine Erkältung auf der Herbstreise machte mich wieder zur Kranken, und die bald darauf erfolgte Niederkunft mit meinem Sohne Georg versetzte mich an des Lebens Grenzen, die Last des Elendes uns beide in die tiefste Armuth. Meine Genesung blieb ein Kampf gegen Noth und Gram. Der Erwerb war so gering, daß wir uns kaum

von einem Tage zum andern brachten. So fand uns das Jahr 1799. Jetzt schien ein Sonnenblick durch graue Wolken zu strahlen.

Die Verwendung des Onkels von Molliere hatte endlich gewirkt; mein Mann erhielt die Erlaubniß, insgeheim in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Wie jubelten wir bei dem Empfange des Schreibens! Ein Glück, daß der Mensch blind für die Ereignisse der Folgezeit ist! Molliere entschloß sich, die Heimath zu besuchen, aber nur, um den begüterten Onkel von unsrer Lage zu unterrichten, und dann die zurückgebliebene Familie nachkommen zu lassen. Diesem Plane gemäß verließ er Hamburg — Ach, um nimmer dahin zurück zu kommen. Ein Schreiben seines Oheims meldete, daß mein Mann nach einer kurzen Krankheit gestorben sey.

Erlassen Sie mir die Schilderung meines

Hoffnung zur Wiedervereinigung mit dem Gatten zu nehmen. Nach dem Berichte dieses Reisenden, der noch vor kurzem einige Monate in Mollieres Wohnorte gelebt hatte, war auch dieser mit einer falschen Nachricht, als habe ich ihn vergessen, und sey eine Tugendlose, die seine Treue verrathen habe, hintergangen, hatte, (vielleicht in Verzweiflung), Militairdienste genommen, und war als Lieutenant mit dem damaligen Obergeneral Bonaparte nach Egypten gegangen.

So wurde die kaum verharrschte Wunde gewaltsam wieder aufgerissen; meine Thränen flossen aufs neue, und werden an dem heutigen Tage nimmer versiegen, denn die Ungewißheit, in der ich lebe, ist schrecklicher als die Stärke des härtesten Unglücks. Starb mein Mann in Egypten? Lebt er? Und in welchem Lichte sieht er mich, wenn er, wie

ich zu hoffen wage, noch in der Zahl der Lebendigen ist? Was muß man ihm alles von mir gesagt, und wie glaubwürdig meinen verbrecherischen Leichtsinn geschildert haben, da er mich doch besser kannte! Werde ich ihn je wiedersehen? Aufgegeben sind alle meine Ansprüche an Welt und Menschen, nur den einen kann der Tod mir nehmen, jenen, ihn lebend zu wissen, noch einmal bei ihm zu seyn, um mindestens mich zu rechtfertigen, und in seinen Augen als gut zu erscheinen: Stärker wird dieser Wunsch jezt, da ich Mitglieder jener Nation sehen soll, zu denen er gehört. Nun wissen Sie alles."

Reinwald suchte Trostgründe, aber Henriette rief die Mutter in das Krankenzimmer der Tante, und das Gespräch endete.

Der zehnjährige Georg eilte nun mit dem Ausrufe: Sie kommen! Sie kommen! an's

Fenster, das auf die Straße sah, durch welche das Regiment bei lauttönendem Schall der Janitscharen-Musik daher zog. Der Zug hielt vor dem Hause, die Compagnien theilten sich dann in die Straßen des Städtchens, und der Obrist, Kommandeur des Regiments, begab sich in das ihm von der schüchternen Henriette angewiesene Zimmer. Ein wohlwollender Blick des Fremden ruhte auf des Mädchens blühender Gestalt. Sein, von einer langen Narbe bedecktes, Gesicht erheiterte sich und er fragte sanft, ob sie die Tochter vom Hause sey. Nachdem sie sich ihm als Nichte der Wirthin angekündigt, äußerte er den Wunsch, mit dem Adjutanten auf seinem Zimmer zu speisen; sie antwortete bejahend und verließ dann das Zimmer.

Georg sprach bei Tische viel von den fremden Soldaten, von ihrer Freundlichkeit

bei soldatischer Haltung, von der schönen Harmonie der Hautboisten, trommelte unaufhörlich die Weise des Marsches, unter dem sie eingezogen waren, auf dem Tische, und freute sich auf den Abend, da, wie er erfahren hatte, wieder Musik vor dem Quartier des Kommandeurs seyn werde. Reinwald schilderte mündlich die Narbe im Gesicht des Obristen, die von der rechten Seite der Stirn über das linke Auge und den Backen hinunter lief. Henriette bemerkte, daß diese Narbe ihn nicht entstelle, und die Mutter, welche den Fremden nur aus der Ferne gesehen, als er sich in sein Zimmer begab, meinte, er müsse noch außerdem verwundet seyn, da er ein wenig hinke. Reinwald schlug vor, man müsse sich erkundigen, ob nicht Officiere, Soldaten oder sonstige Beamte in dem Regimente wären, welche Molliere zufällig gekannt hätten. Georg nann-

te seinen neuen Freund, den Reitknecht des Obristen, als ein Subject, das Auskunft geben sollte, und Reinwald wollte sich zu diesem Zweck an Officiere und Soldaten wenden.

Der Obrist brachte den Rest des Tages auf seinem Zimmer zu. Als es dämmerte, saß Henriette, mit dem Bilde ihres Vaters in der Hand, in dem Gemache, das an des Fremden Zimmer stieß, und feierte hier, im Anschauen der theuren Züge, das Fest der kindlichen Liebe. Eine Viertelstunde früher hatte sie die Mutter ebenfalls bei diesem Bilde gefunden, und der ausdrucksvolle Schmerz Jener hatte sich ihrer Seele mitgetheilt. Eine Thräne glitt aus dem jetzt trüben Auge auf das verhüllende Glas, und stand hier, eine köstliche Perle, in der ein Engelsköpfchen sich spiegelte. Es war Henrietten, als sähe der geliebte Vater mit Gramschwerem Blick zu ihr auf;

ihre lebendige Phantasie reihte bald eine verwandte Idee an die erste: Er ist in diesem Augenblicke vielleicht unglücklich, der gute Vater! flüsterte sie leise und fühlte sich unbeschreiblich erbangen. Unruhig ging sie auf und ab, dann löste sich ihre Beklemmung aufs neue in Thränen auf, und in der Weihe der Kindesliebe schritt sie zu einer Handlung, die in der Regel sanfte Wesen in düstern Momenten beginnen: sie warf die kleinen weißen Hände gefaltet zur Höhe, ihr seelenvoller Blick hing an den Wolken, sie flehte andachtsvoll zum Lenker der Dinge für das Heil ihres Erzeugers. Sie fühlte sich der Erde entrückt, sie redete mit Gott, und vergessen war die Welt hienieden mit ihren Freuden und Aengsten.

So fand sie der hereinhüpfende Georg. Dieser Anblick verwischte schnell das Lächeln des Knaben und machte ihn ernst. „Was

machst du?“ fragte er, vor sie tretend, und zog sie mit dieser Frage herab aus goldenen Träumen, in denen sie Erhörung gefunden zu haben ahnte: „Sieh!“ — entgegnete sie — „Dieß ist das Bild unsers guten Vaters. Ich bete, daß der Himmel ihm Lebensglück verleihe.“

Ich will mit dir beten!“ sprach er schnell, und sank kniend an ihrer Seite zur Erde. Henriette schloß den frommen Knaben bewegt in ihre Arme, und jezt öffnete der Obrist die Thür seines Zimmers, erblickte die Gegenwärtigen, die ihn nicht bemerkten, und blieb stillgerührt in der halboffenen Thüre stehen. „Guter Gott“ — betete Georg — „sieh gnädig auf uns herab, und erhöre uns. Wenn unser Vater lebt, so laß es ihm wohl gehen. Die Mutter spricht, er war so gut und du liebst die guten Menschen: Nun, so lohne

ihm mit deinem besten Seegen, mit Gesundheit, Glück und Seelenfrieden, und führe ihn einst glücklich zu seinen liebenden Kindern zurück!" Als das Mädchen nun den Beter aufhob und an ihr Herz zog, da trat der Obrist mit einigem Geräusch ein. Henriette erschrak. „Bleiben Sie ungestört!" sagte Jener und trat näher. „Unwillkührlich" — fuhr er fort — „würde ich der unbemerkte Zeuge einer schönen Scene. Gute Kinder flehten für ihren Vater zum Himmel. Aber sagt mir, Kinder, wer ist dieser Vater, von dem ihr nicht wißt, ob er lebt oder todt ist?" Das Mädchen sah, verlegen schweigend, zu Boden, denn sie wußte nicht, was sie dem Fremdling antworten dürfe. Die Mutter selbst vermied jede Erklärung dieser Art, und die Tante wollte von ihrem ehemaligen Schwager nicht gesprochen wissen. Aber der Kleine sah ihm frei ins Auge und

sagte; „Wer er jezt ist, wissen wir nicht, aber Sie wissen es vielleicht. Ihr Reitknecht spricht, Sie sind in Egypten gewesen bei den Pyramiden, und da ist der Vater auch gewesen; Sie haben ihn dort wol gesehen?

„In Egypten? Wie ist sein Name?"

Ich heiße Georg Rosenau, und mein Vater heißt auch Rosenau.

Rosenau? fragte Jener sehr aufmerksam. — In Egypten kannte ich keinen Rosenau, aber wol in Deutschland. Eine Familie dieses Namens wohnte in Frankfurt am Main.

Georg. Dort wohnte unser Großvater.

Obrist. Wie? Wer war er?

Georg. Buchhalter.

Obrist. Unmöglich.

Georg. Aber wir kommen ganz von Egypten ab. Vielleicht sahen Sie ihn dort, ohne seinen Namen zu wissen, wie es in der

Fremde manchmal geſchehen ſoll. Sehn Sie, dieß iſt ſein Bild. (Er nahm es vom Tiſche und reichte es dem Obriſten) Kannten Sie einen ſolchen Mann?

Obriſt. (ſtaunend mit bebendem Tone) Dieſer Euer Vater?

Georg. Ja, mein Herr!

Obriſt. Und eure Mutter war Leonore Roſenau? —

Bejahend antwortete Henriette.

Obriſt. Euer Vater ein franzöſiſcher Emigrant? —

Georg. Richtig.

Obriſt. Namens Molliere?

Henriette. So hieß er.

Ein elektriſcher Funke ſchien den Fremdling zu durchbeben. Er zitterte und mit dem lauten Freudenruf: Meine Kinder! eilte er in ihre Mitte, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Es

war Molliere. Zweifelnd standen die Ueberraschten, und Henriette wußte Anfangs nicht, ob sie die stürmischen Liebkosungen des Fremden dulden, oder sich ihnen entziehen sollte, aber ihr hochschlagendes Herz sprach: er ist's!

„So habe ich Euch wieder gefunden!" — rief der entzückte Vater — „Aber warum nur Euch?" — setzte er mit fallendem Tone hinzu — „Ein bittrer Tropfen in den Freudenbecher. Warum mußte eure Mutter sterben!"

Sterben? Sie lebt! belehrte ihn Henriette.

Sie lebt? fragte er mit flammendem Auge, in demselben Augenblicke bleich und roth werdend, und die Muskeln seines Gesichts zuckten krampfhaft.

Da kömmt sie eben! rief Georg und sprang, Henrietten mit sich fortziehend, der eintretenden Mutter entgegen.

Einige Sekunden hindurch starrte der Fremde die Erscheinung an, dann keuchte er bei schnellfliegendem Athem aus beklemmter Brust: „Großer Gott! Leonore! du lebst?“

Die Gerufene sah erschrocken in des Obristen benarbtes Antlitz.

„Erkennst du mich nicht“ — rief dieser — „deinen Mann, den Vater deiner Kinder?“

Bewußtlos sank die Ueberzeugte in der Tochter Arm. Die Kinder weinten, der Obrist rief nach Hülfe, und man ließ die Erbleichte in einen nahen Sessel nieder. Die Mühe, das Leben in der Ohnmächtigen zurück zu rufen, lohnte sich bald; sie schlug die Augen auf. Unverwandten Blickes schaute sie den Wiedergefundenen an. „Ich träume doch nicht?“ flüsterte sie leise. Das wolle Gott nicht, mein gutes Weib! sprach der Tiefbewegte, sie an seine Brust pressend.

„Und du — vergaßest mich nicht? — du — hieltest mich — für — gut? Du liebst mich noch?"

Welche Fragen? Im Grabe glaubte ich Trostloser dich. O mein Gott, mein Gott! — Allmählig ergossen sich die Gefühle in Worte. Alle süße Namen, welche die Liebe heiligt, tönten aus der lieblichen Gruppe. Fragen wechselten mit Fragen, und jede Erwiederung goß neue Nahrung in die heilige Flamme der Freude.

Jener Reisende hatte nur zum Theil die Wahrheit erfahren. Molliéres vor kurzem verstorbener Oheim hatte, bekannt mit der ihm verhaßten Heirathsgeschichte seines Neffen, dessen Briefe untergeschlagen, und ihm bereits vor sieben Jahren, wahrscheinlich durch einen dritten in Hamburg wohnhaften Betrüger, eine falsche Kunde vom Tode Leono-

rens in die Hände gespielt. Molliere konnte nicht mehr zweifeln, als er den schwarzgesiegelten Brief in den Händen hielt. Eine reiche Verwandte in Niedersachsen, hieß es darin, habe die Kinder zur Erziehung bei sich aufgenommen, wolle aber von dem Vater derselben durchaus nichts wissen. Der Trostlose sandte Brief und Geld für seine Kinder ab, aber uneröffnet erhielt er alles zurück. Wahrscheinlich hatte auch hier der Onkel gehandelt. Indessen war nun der Gram der trüben Vergangenheit und jeder Trug vergessen, und die Wiedervereinten umwallet sanft ein klares Freudenmeer.

„Genugthuung und Ersatz soll euch, ihr armen Dulder, fortan in meinem blühenden Vaterlande werden!“ — gelobte der beseligete Mann und Vater — „Dorthin zieht ihr mit mir, wo ein milder Himmel, verbündet mit

der schönen Erde, das Glück der reinen Liebe erhöht; die Pflicht für das Vaterland ist erfüllt, davon zeugen meine zahlreichen Wunden, ich trete nun zurück in die Ruhe des Bürgerlebens, und, ein glücklicher Invalide, höre ich nur noch in der Erinnerung Schlachtengeräusch und Kampfgewühl. Die Stille lohne dem müden Krieger!

Wie segnete man den Frieden von Tilsit, der, indem er die Leiden von Millionen endigte, auch hier unsäglich beglückte.

Eine Minute hatte der erstaunte Reinwald schon an der Thüre gestanden, ehe die Freudenberauschten ihn bemerkten.

„Näher, lieber Sohn!“ — hat die Mutter.

Wer ist dieser? fragte Molliere.

Jettchens glühende Wange und das gesenkte Auge antwortete.

Ich

Ich verstehe — sagte der Vater. — Treten Sie näher, junger Mann.

„Er malte dein Bild, ohne dich je gesehen zu haben!“ — belehrte ihn die Mutter — Jettchen ist ihm werth, er ihr und —

Den Künstler umarmend, sprach Molliere: Braver Jüngling! Mein Sohn! Wenn diese Sie würdig fanden, in unserm Kreise zu seyn, so ist es auch entschieden, was Sie mir seyn werden.

Reinwald schloß sich entzückt der Gruppe an.

Das nenne ich doch eine Einquartirung! meinte der fröhliche Georg.

Vor dem Hause versuchten die Musiker des Regiments, den Befehl zur Retraite erwartend, ihre Instrumente; der Obrist öffnete das Fenster und rief hinaus: Allons, ihr Herren! Heute einmal eine Hymne. Als zu

Tilsit der Friede geschlossen war, da mischtet ihr ein Herzerhebendes Te Deum! in den Jubel der wiedervereinten Nationen: Wiederholt es jezt für einen glücklichen Privatmann; auch hier ist ein neuer Bund geschlossen, der schönste in der Natur! Darum ein Feyerlied.

Der Neubelebte eilte zurück zum Cirkel seiner Lieben, und vor dem Hause ertönte in sanftgehaltenen Akkorden das hehre Lied: Herr Gott, dich loben wir!

# Ewige Liebe.

„Verdammter Streich!“ schalt der reiche Herr von Lieven, indem er zu seinem Freunde, dem Baron Well, eintrat, und riß die Thüre so kräftig hinter sich zu, daß der erschrockene Baron die Zeitung, und seine Tochter Elise eine Masche am Strickstrumpf fallen ließ.

Was giebt es, Herr Bruder?! fragte der Baron.

„Denke nur,“ entgegnete der Grollende, „du weißt, daß ich meinen Sohn nach Sachsen gesandt habe, um einige Arrangements

wegen meiner dortigen Güter zu treffen; er könnte längst schon damit am Ende und zurück seyn. Nein. Ich schreibe an ihn, ich frage, ich erinnere: Nichts. Er hat noch immer alle Hände voll zu thun. Nun freilich. Endlich wende ich mich, des Schreibens überdrüßig, an meinen Correspondenten, und von diesem erhalte ich heute ein Schreiben. Ich bitte dich um des Himmels willen! Da hat der Junge ein hübsches Landmädchen gefunden, sich vergafft, liebt, nach seiner Weise, ein Romanenheld, heiß, ewig, will die Theure nimmer lassen, und mir die heimliche Freude verschaffen, die Bauerdirne als meine Schwiegertochter hieher zu führen. Was sagst du dazu? He! Ich, für meine Person, wundre mich, daß ich noch nicht am Gallenfieber darnieder liege.

Elise schüttelte das Madonnenköpfchen.

Nun, nun! brummte der Baron, wie einer, der gerade nichts beſſeres zu ſagen weiß.

„Nun, nun!“ parodirte jener, und fuhr dann heftig fort: „Iſt das die Antwort eines Freundes auf eine Mittheilung von ſo hoher Wichtigkeit?“

Was ſoll ich ſonſt ſagen?

„Rathen ſollſt du mir. Im erſten Augenblick habe ich hinreiſen, und dem verlohrnen Sohne den Hals umdrehen wollen, ſpäter habe ich mich anders beſonnen: ich beſitze leider nur den einzigen Sohn, wie du nur eine Tochter. Dann wollte ich ihn blos zurückholen, aber auch der Plan taugt, bei meiner Heftigkeit, nichts. So ſage du, eiskalter und hier nicht befangener Menſch, auf welche Weiſe ich am zweckmäßigſten verfahre, um alle dummen Streiche zu verhüten. Notabene bald muß es geſchehen. Weg muß er dort,

eiligſt, ſchleunigſt, hierher, daß ich ihn beobachte, hüte.“

So laß ihn kommen.

„Wird er wollen? ich habe dir ja erzählt —“

Mache ihm die Nothwendigkeit ſeiner Rückkehr dringend. Ein Vorwand findet ſich ſchon. Vor allen Dingen äußere nicht, daß du von ſeiner Liebſchaft weißt.

„Daran dachte ich ſelbſt auch ſchon. Aber wenn er nun hier iſt? —“

Zeit bringt Rath. Vielleicht vergißt er in der Entfernung.

(Eliſe ſeufzte ſtill aber tief.)

„Vergeſſen? Du kennſt ihn nicht. Ein Grarrkopf, ausgeſtattet mit dem deſperateſten Eigenſinn, und vollends hier: ein junges, hübſches, romanhaftgeliebtes Mädchen vergißt ein junger Herr ſeiner Gattung ſelten, oder nie.

Er hat seinem Täubchen ewige Liebe geschworen. Auf sein Wort hält er ohnehin, und gewiß wird er diesen Schwur zu erfüllen streben.“

Ei nun —

„Nein, nicht: ei nun! Die gewöhnlichen Mittel fruchten bei ihm nicht.“

Ich wüßte doch ein ganz gewöhnliches, von dem ich mir viel verspreche.

„Sage an.“

Verheirathe ihn. (Elise seufzte wieder.)

„Wie? — Hm — Das — freilich — Aber wird er einwilligen?“

In diesem einzigen Falle würde ich dir zur Anwendung von Strenge rathen.

„Hm, ich glaube du hast Recht. Was die Strenge betrift, so ist sie ganz meine Sache. Damit werde ich am besten fertig.

Heirath, glaube mir, ist hier das einzige

hoffnungsreiche Mittel, wird er dadurch nicht von seinem Uebel geheilt, so stirbt er. Ewige Liebe und die Schwindsucht sind Synonime.

„Eine Desperationscur also; doch scheint sie auch mir gut. Laß uns also einstweilen dabei stehn bleiben. Aber der Gedanke daran erzeugt nun sehr natürlich die zweite Frage: An wen verheirathe ich ihn?“

Dein Sohn ist hübsch, reich, gescheid, übrigens auch am Charakter nicht übel; an Bräuten für ihn wird es wol in der Residenz nicht mangeln. Dazu jezt, nach dem Kriege, da die Männer nicht zu häufig sind, welche sich reell verbinden; sieh aus dem Fenster, und sicher erblickst du eine Menge Ehefähiger Mädchen und —

„Gut, ganz gut. Aber, aber. Verstehe mich recht. Wenn Ludwig mir nun mit Widerwillen gehorcht, und die ungeliebte Gattin

unglücklich macht? He! —" (Elise seufzte wieder und tiefer als zuvor.) „Sieh, Herr Bruder, das mögte ich doch nicht veranlassen."

Der Baron schwieg verlegen; da wandte Lieven sich zu dem Mädchen, und fragte: „Habe ich nicht Recht, liebe Elise?"

Darf ich — entgegnete diese — ganz meine Meinung sagen? Jener nickte bejahend. Nun denn: in einem Falle nur würden Sie es wagen dürfen, Ihrem Sohne wider seinen Willen eine Frau zuzuführen.

„Und dieser Fall? —"

Elise. Wenn er jezt nicht ernstlich liebt, sondern nur schwärmt, und wenn das Mädchen, das Sie ihm bestimmen, sein Verhältniß kennt und ihn genug liebt, um zu versuchen, ob sie sein Herz erhalten kann.

Lieven. Ei, ei. Das klingt hier ja auch wie ein Lafontainescher Roman.

Elise. Ein guter Roman ist auch nicht so ganz übel.

Baron. Nun, angenommen, Sie hätten Recht. Wo finde ich eine solche Heldin? Welches Mädchen sezt ihr Lebensglück auf so thörigtes Spiel? —"

Elise. Ein liebendes.

Lieven. Würden Sie ein solches Wagestück beginnen? —

Elise. Wenn ich liebte: Wahrlich!

Lieven. Gewiß? — Hm — Was mir da einfällt. Wenn ich nicht irre, liebe Elise, so mißfiel früher mein Ludwig Ihnen nicht. Sagen Sie mir — Aber nein: es ist eine tolle Idee. Sprechen wir nicht mehr davon — Und doch, den Fall angenommen: Könnten Sie ihn — ich frage, als der Vater eines einzigen sonst guten Sohnes, die Tochter meines Freundes — Könnten Sie ihn lieben? —

Ich glaube, sagte Elise mit gesenktem Blick im leiseren Tone.

„Und wollten Sie" fuhr Lieven nicht ohne Verlegenheit fort — Wollten Sie auf die Gefahr? — (Alle schwiegen.) Nun, nehmen Sie es allenfalls für Scherz, und auch du, Herr Bruder, oder auch für Ernst, nur verlacht mich nicht. Nun? —

Da habe ich einen schönen Rath gegeben, — meinte der Baron, und schob die Mütze von einem Ohre zum andern — indessen, die Sache gefällt mir ihrer Sonderbarkeit wegen.

Lieven. Nun, liebes Kind. Wollen Sie? und auf welche Bedingungen?

Elise. Dort ist mein Vater.

Baron. Ich soll ja nicht heirathen.

Lieven. Aber einwilligen, damit die Tochter sich erklären kann.

Baron. Kurioser Spaß. Nun, ich habe nichts dawider.

Lieven. Also dann, gute Elise —

Elise. Wohl; erst sehe und spreche ich Ihren Sohn. Finde ich ihn nach Wunsch, so werde ich seine Gattin auf die Bedingung, daß, wenn nach einem Jahre keine Abänderung von seiner Seite erfolgt ist, ich mich wieder ganz und auf immer von ihm trenne.

Lieven. Und weiter nichts? Wenig. Und ich verspreche Ihnen dagegen auf Lebenszeit, sie mögen Frau oder geschieden seyn, alljährlich zweitausend Thaler Nadelgeld.

Baron. Nicht übel.

Man sprach noch eine Stunde über diesen Gegenstand; der Baron, Phlegmatiker von bedeutendem Range, willigte ernsthaft ein. Elise liebte den wohlgestalteten Jugendgespielen längst mit stiller inniger Wärme, und war

ganz zu dem gewagten Versuche entschlossen. Dem alten Lieven wurde die Sache, zuvor als ein Scherz betrachtet, immer einleuchtender, und als man am folgenden Tage wieder beisammen war, kam alles aufs Reine, und es wurde ein Contrakt in der Form von einem vertrauten Notar gemacht, und von allen Interessenten geschlossen und unterzeichnet.

Jezt ging eine Estaffette an Ludwig ab, welche ihm meldete, der Vater sey plötzlich erkrankt, und sehne sich, ihn zu sehen, zu sprechen. Der Getäuschte kam eiligst. Der Vater bequemte sich, im Krankenbette zu bleiben und den Ankommenden zu empfangen; aber die Krankheit, welche bedeutender geschienen, war größtentheils gehoben. Ludwig gehorchte dem väterlichen Befehle, in der Residenz zu bleiben, wo, wie der Alte sagte, seine Gegenwart nöthig sey, aber er hoffte im Stillen,

bald wieder nach Sachsen zurückgehn zu können, denn kräftig zog der dortige Magnet. Wie sehr er jedoch hier geirrt habe, erfuhr er schon am dritten Tage seiner Anwesenheit, als Papa, heute vom Pseudosiechbette erstanden, ihn zu sich rufen ließ, und in kathegorischen Worten und ernstem Tone also begann: Ich habe dich rufen lassen, mein Sohn, um dir etwas wichtiges und, wie ich hoffe erfreuliches für dich, zu sagen. Du bist im Heirathsfähigen Alter, und mein lezter Schlagähnlicher Zufall hat mich überzeugt, daß ich eilen muß, wenn ich noch die Freude genießen will, eine gute Tochter zu besitzen und dich ganz glücklich zu sehen; darum habe ich eine Frau für dich gewählt. Du wirst meinen Geschmack preisen. Elise Well wird deine Gattin.

Wie? rief mit Entsetzen Ludwig, und stand

da, wie ein Delinquent am furchtbaren Dreifuße.

„Ich habe bereits für dich geworben"— fuhr der Vater fort — „Mit dem Baron und deiner Braut ist alles abgemacht, und ich wünsche dir und mir von Herzen Glück. Du bist überrascht, ich erkenne den Ausdruck der Freude in deinen Zügen, das Entzücken heißt dich verstummen; ich verarge es dir nicht. Freue dich im Stillen, ich verlange keinen Dank. Mein Vaterglück ist der reichste Lohn."

In Ludwigs Antlitz hatte unterdessen Röthe und Bläße im schnellen Wechsel gewaltet. Er war allerdings überrascht, aber keineswegs freudig, und von dem Entzücken, das der Vater erkennen wollte, war auch kein Gran in die Mischung seiner Empfindungen gekommen. Endlich aber gewann er wieder Fassung und den nöthigen Muth zur Rede: Guter

Vater — sagte er — Sie sind im Irrthum über mich. Wie könnte ich froh seyn, wenn Sie so mit mir handeln? Ich soll mich mit einem weiblichen Wesen verbinden, ohne zu lieben —

„Was?“ rief der Alte mit krauser Stirn und blitzenden Augen — „höre ich recht?“

Elise ist schön, geistvoll, gut, sehr liebenswürdig — setzte sich Ludwig fort — aber ich fühle nichts für sie als Achtung. Ein anderes Mädchen hat mein Herz, ihr gehöret es auf ewig —

„Punktum!“ — fiel der Vater heftig ein — „Mit der Ewigkeit ist es für dieses Mal nichts. Ich will einmal von dem andern Mädchen keine Notiz nehmen; hüte dich also forthin, mich daran zu erinnern: Verstehst du mich?“

Vater, ich kann Ihnen hier nicht gehorchen!

chen! versicherte der Sohn, aber cher père versicherte fast noch ernster, daß er keinen Widerspruch ertrage. „Und" setzte er hinzu — „du erfüllst meinen Willen, oder hörst von diesem Augenblicke an auf, mein Sohn zu seyn und zu heißen. Ich enterbe dich und gebe dir meinen ewigen Fluch!" Das war sehr verständlich. Sie wollen also mein Unglück? fragte Ludwig, und der Vater meinte: wenn er es so nennen wolle, o ja.

Nach einem Viertelhundert Seufzern, und einer Pause, in welcher der ärmste Ehestandskandidat gekämpft und einen verzweiflungsvollen Entschluß gefaßt hätte, ließ er sich folgendermaßen vernehmen: Es sey, verheirathen Sie mich noch heute. Sie gaben mir das Leben, aber Sie nahmen mir mehr: Immerhin. Ich habe resignirt auf den Frieden meines Herzens und das Glück meiner Tage, die,

das wolle der Himmel! sich ohnehin bald endigen werden. Der Vater betheuerte, daß er das Risiko auf sein Gewissen nehme, umarmte dann den Gehorsamen, und führte ihn auf der Stelle zu der schönen Braut, wo sogleich eine Art von Verlobung vollzogen wurde. (Louise hatte Tags zuvor mit Ludwig geredet und hernach das Urtheil gefällt: er sey nicht unheilbar, sie wolle die Kur übernehmen.) Der Verlobte fühlte fein genug, sich mit Anstand zu benehmen. Er verstand die Kunst, über Alltäglichkeiten viel Schönes zu sagen; aber während er leichthin mit Elisen plauderte, gedachte er — an Röschen. Seine Verlobter aber, vom Vater auf diese Scenen vorbereitet, war unbefangen und heiter; sie hatte ihre ganze, nicht geringe, Dosis von Geistesstärke und kräftigen Willen zusammengerafft, und schien erhaben über ihr Verhältniß, so

preßhaft es auch immer war. Da Ludwig die Jugendfreundin nicht haßte, und ihre Theilnahme an dem Ehezwange nicht kannte, so wurde es ihm nicht schwer, sie zuvorkommend artig zu behandeln und die neue Situation mindestens nicht ganz unerträglich zu finden.

Am dritten Tage feierte man das Hochzeitsfest. Die Nacht kam. Die Väter führten die Neuvermählten zur Brautkammer und ließen sie allein. Gute Elise — sagte Ludwig jetzt, am Torus stehend — der strenge Wille meines Vaters hat mich zu Ihrem Manne gemacht; ich liebe Sie nicht, aber ich ehre Sie herzlich, und wenn Sie mit dieser Empfindung zufrieden sind, so werden wir wenigstens nicht ganz unglücklich seyn. Mein Benehmen soll auch den fähigsten Lauscher über unser Verhältniß täuschen: wollen Sie mein Beispiel befolgen, so wird der geltende Schein an die

Stelle der Wirklichkeit treten, bis mein Leben endet oder — der Himmel verzeihe mir den unkindlichen Gedanken — das Leben meines Vaters. Und, damit Sie alles wissen: ich liebe ein armes aber schönes und edles Mädchen in Sachsen, ich liebe es unwandelbar, ewig, aber mein Vater befahl, und Sie wurden meine Gattin. Wohl, dieses Zimmer sey unser gemeinsames Schlafgemach, aber jene Ottomane mein Lager. Und er warf sich darauf.

Elise beantwortete das freimüthige Geständniß mit einem: mir genügt an Ihrer Achtung, (obgleich es nicht ernstlich gemeint war,) und wandte dann das Antlitz zur Wand.

Am frühen Morgen stand der junge Ehemann auf und ging hinab in den Garten.

„Nun?“ — fragte der alte Lieven die Tochter — „wie ists?“ Recht wohl! entgegnete sie heiter.

Am Abende, als Ludwig in das Schlafzimmer trat, fand er Elisen auf der Ottomane. Wir wechseln — sprach sie — schlafen Sie diese Nacht dort. Ludwig gehorchte, das Bette nahm ihn auf; aber es ward ihm sonderbar, als er sich von den weichen Federwellen umgeben fühlte. Sie opfert mir ihre Bequemlichkeit — sagte er still für sich — verdiene ich auch diese Güte, diese — Liebe, ja, sie liebt mich. Aber es ist nicht meine Schuld — beruhigte er sich — und meinen Schwur kann ich nicht brechen, ich liebe Röschen ewig. Und mit diesem Gedanken entschlief er.

Zwei Monate waren vergangen, und in der Situation des Ehepaars erschien nichts verändert; beide beobachteten die Gesetze des Wohlstandes, man sah sie häufig in Gesellschaften beisammen, und niemand, selbst die

Hausgenossen nicht, errieth die Wahrheit. Elise wachte über sich; sie schien stets frohgestimmt, wenn ihr Mann es war, sie schwieg, wenn er übelgelaunt schien. Die Väter waren zufrieden. Bald hatte sogar die Scheinfrau das Vertrauen ihres Mannes in dem Grade gewonnen, daß er ihr von Röschen erzählte, wie er ihr einst die Ehe angetragen, sie aber die Verbindung abgelehnt habe, um seinen Vater nicht zu kränken und ihn nicht arm oder gar unglücklich zu machen. Elise pries des Mädchens Seelengröße mit Enthusiasmus und gewann mit dieser Handlungsweise, und überhaupt mit ihrem ganzen Verhalten, mit ihrem tiefen Schweigen, mit ihrer Engelgeduld und der immer gleichen Sanftheit, Ludwigs Theilnahme und endlich seine Bewunderung. Aber dieser Bewunderung fehlte die Wärme, weil die Bewunderte doch im-

mer als die erste, wenn auch schuldlose, Ursache seiner drückenden Lage erschien.

Ludwig erkrankte. Elise wich nicht von seinem Bette, und erschöpfte allen emsigen Fleiß, alle Mühen, alle Ausdauer, deren die Liebe fähig ist; und daß der Kranke nach einem Monat gesundete, war größtentheils ihr Werk. Wol bemerkte Ludwig ihre Thätigkeit und sagte, still für sich aber sanft bewegt: Elise ist ein Engel voll himmlischer Güte! Und als es langsam mit seiner Genesung ging, da verwandelte sich die sorgsame Krankenwärterin in eine fröhliche Gesellschafterin, die ihm aus Schiller, Göthe, Wieland, Lafontaine, Jean Paul und Schilling vorlas, die mit Geist erzählte, und durch gefällige Laune und ungesuchten, ansprechenden Witz jede Unterhaltung würzte. Er war gerecht genug, ihre Vorzüge zu erkennen, und als er nun

gänzlich wieder hergestellt war, bemerkte er auch zum ersten Male, daß er eine schöne Frau besitze. Schade nur, daß diese Bemerkungen nicht laut wurden! Die junge Frau fing fast an, am Erfolg ihres Heroismus zu zweifeln, doch bereuete sie ihn nicht, denn Ludwig war und blieb ihr sehr theuer, und deshalb blieb sie im gewohnten Pfade; sie duldete seine Gleichgültigkeit ohne Klage, in der Gesellschaft stand ihr immer ein heiteres Gesicht zu Gebot, nur wenn sie sich unbemerkt wußte, drängte sich je und je ein kleiner Wassertropfen aus dem schönen Auge, der aber schnell getrocknet war und keine Nachfolger erhielt, sobald sich jemand näherte. Ein paar Mal kam es dem Ehemanne wider Willen freilich vor, als gewahre er Thränenspuren; aber dann wurde er überredet, daß er geirrt habe, daß der Küchenrauch oder die Zugluft die anflie-

gende Röthe bewirkt habe und so weiter. Anfangs glaubte er, weil er dem Vorwande gerne glaubte, aber dann, brachte er die Sache zur nähern Anschauung. Sind diese Thränen motivirt? fragte er dann und die Antwort war: Ei freilich! Sie hat die gerechtesten Ansprüche, die theuersten Rechte auf Glück des Lebens und der Liebe, und sie vegetirt nur. Ist sie nicht Herzenstodt, so muß sie diese Thränen weinen. Und die Ursache? Wer? Ich! Meine — ich könnte es Thorheit nennen. Ja, ich bin ein Thor, ein ungerechter Thor! — flüsterte er, als er zum dritten Male die gerötheten Augen sah — Statt glücklich zu seyn und zu machen, versage ich mir ein reines Glück und übe zugleich den schwärzesten Undank. Laß doch sehen, was ich verlor und gewann: Röschen ist ein Bauermädchen, Elise meinesgleichen, und obgleich der Unter-

schied der Stände nur eine Grille ist, so — hat doch die große Gesetzgeberin Natur in ihrem Gebiet Gleiches zu Gleichem geordnet, den Tauber nicht zur Krähe, den Adler nicht zur Gans; Röschen ist hübsch, Elise schön. Röschen unschuldig aber auch ungebildet, Elise ist gut und sehr gebildet. Röschen entsagte mir aus Furcht vor meinem strengen Vater, Elise duldet in reiner Liebe. Ach ja, ich handle wie ein Tollhäusler!

Diese Reflexionen gewannen nach und nach immer mehr Stärke; doch ein gewisses Etwas stand noch immer feindlich zwischen dem Paare. Ludwig fürchtete die größere Annäherung, oder vielmehr er schämte sich derselben, er unterlag den Selbstvorwürfen, er wähnte zurückgestoßen zu werden, wenn auf der andern Seite Elise von den Fesseln zarter Weiblichkeit gehalten ward. Ein Zufall sollte

das Etwas vernichten und das Getrennte endlich einen.

Sechs Monate hatte die Scheinehe bestanden, da wollte Ludwig einstmals mit mehreren guten Freunden zu einer Jagdparthie; die Freunde erschienen am Morgen des bestimmten Tages etwas früher, als verabredet war, in Ludwigs Hause, um ihn zu wecken. Da er noch schlief, so stellten sich zwei der frivolsten Jäger an die Thüre seines Schlafzimmers und bliesen ein lautes lärmendes Jagdlied. Gerade in dieser Nacht war die Reihe, auf der Ottomane zu schlafen, an Elisen; sie sprang jetzt, plötzlich geweckt von dem ungewöhnlichen Geräusche, vom Lager auf und öffnete, noch halb im Schlafe die Thüre. Die Gäste wunderten sich, sie schon außer dem Bette und sogar gekleidet zu finden, während der Herr Gemahl noch schlafe. Im ersten

Moment errörhete sie, aber im zweiten hob ihre Erfindungskraft schon die Verlegenheit, und die Aufmerksamkeit der Störer wurde glücklich getäuscht. Ihr Mann — hieß es — sey plötzlich in der Nacht erkrankt und sie deshalb aufgeblieben; um ihn, da er hernach so sanft geschlafen, nicht zu wecken, so habe sie sich dort auf das Sopha gelegt. Die Erzählung trug ganz das Gepräge der Wahrheit; die Herren glaubten und verließen, um dem Kranken nicht beschwerlich zu fallen, leise das Zimmer. Der Quasikranke hatte alles gehört und die edle Lügnerin bewundert. Die Art, mit welcher sie den gemachten Fehler reparirte, die Entdeckung verhinderte und ihre beiderseitige Ehre rettete, die Erinnerung an ihre unwandelbare, liebevolle Sanftmuth, welche im Allgemeinen und überall aus ihren Handlungen hervorleuchtete, bestürmte ihn

jetzt mächtiger als je. Unruhig, unzufrieden mit sich selbst stand er auf, wagte es nicht, die Augen zu ihr zu erheben, fühlte sein Herz hoch und schnell klopfen, eilte in die dunkelsten Parthien des Gartens und — rang hier, unterstützt von der ewigen Liebe, gegen die neue. Ein kompletter Narr! schalt er sich, und versetzte seiner Stirn einen ziemlich derben Schlag. Gut machen will ich, muß ich — fuhr er nach einer Pause fort — aber wie? wie? wie? Mit dieser Frage beschäftigt, lief er noch im Schatten auf und ab, als der Bediente ihn zu Tische rief, wo er, außer seinem Vater und Schwiegervater auch die zurückgekehrten Jäger fand. Anfangs saß er verlegen an der Seite seiner Frau, aber als man wieder von der Geschichte dieses Morgens zu reden begann, da kam es mit seinem neuen Entschluß zum Durch-

bruche. Er wurde munterer als je und sogar zärtlich, so daß er seiner Gattin und seinem Vater ein Räthsel schien. Nun brachte einer der Gäste Elisen ein Vivat, ihr Mann stimmte fröhlich, herzlich, ein, stieß mit ihr selbst an und — umarmte sie zum ersten Male, daß sie über und über erröthete. Die Gesellschaft lachte darüber, Elise hob ihres Mannes und ihre eigene Verlegenheit durch die Erklärung, daß ihr Mann sie noch niemals öffentlich geküßt habe. Närrisch genug! meinte ein Jäger. Recht närrisch! stimmte der alte Lieven ein. Ja wohl, närrisch genug! seufzte Ludwig. Sonderbar allenfalls, aber närrisch eben nicht! schloß Elise, und ihr ehelicher Nachbar biß in komischer Verlegenheit die Lippen.

Einige Stunden später verließ die Versammlung das Haus, das Paar blieb allein.

Der Herr Gemahl öffnete einige Male den Mund, als wolle er etwas sagen, aber er schwieg immer bei gesenktem Blick, bis beide Abends im Schlafzimmer waren und Elise sich im Bette befand.

„Liebe Frau" — sagte er jetzt, an ihr Lager tretend — „kannst du wol einem sehr albernen Menschen — ich meine mich — verzeihn?" —

Ich verstehe nicht, erwiederte Elise.

„Habe die Güte, mich zu verstehen, ohne daß ich rede, denn das vermag ich nicht; lies in meinem Auge, in meinem Wesen das Bekenntniß, oder heiß mich in des Himmels Namen fortgehen, weit hinaus in die Welt: Eins muß geschehen." Stürmisch drückte er bei diesen Worten ihre Hand an seine Lippen.

Ich verzeihen? Dir zu verzeihen, weiß ich nichts! — entgegnete die Bewegte mit

Flötentönen — nur danken kann ich, wenn du meine Liebe erkennst.

„Darf ich von heute an sie vergelten?"

Ihr Händedruck gab ihm Erlaubniß; er sank an ihre Brust und sie — stieß ihn nicht zurück. Der Bund ward nun auch dem Wesen nach geschlossen.

Wie lebt ihr denn, Kinder? fragte einige Tage später der alte Lieven das Paar.

Ich bin glücklich! entgegnete Elise.

„Ueberglücklich!" rief Ludwig — „durch Liebe und Gegenliebe?"

Du liebst also nun doch, wie ich gehofft habe. Aber Patron, wie lange?

„Ewig!" versicherte der Befragte.

Wieder einmal! — lachte der Alte. Und wie lange dauern deine Ewigkeiten?

Bis zur Gruft! betheuerte er mit leuchtendem Auge.

Schon

Schon gut, dafür mögen Sie sorgen, liebe Tochter. Aber wenn ich es überlege, so seyd ihr ein paar Sonderlinge. Der Eine liebt ewig, das heißt netto sechs Monate, die Andere liebt gleichfalls ewig, und wagt im Ernst Glück und Ruhe —

Er wähnte nur zu lieben — meinte die Glückliche — ich aber liebte wirklich, und Wirklichkeit ist etwas anders als Schwärmerei, so wie ein guter Roman verschieden von einem Gehaltleeren ist.

Ludwig begriff den Sinn dieser Reden nicht, aber seine Frau gab ihm Erklärung, und er war nun stolz auf die Liebe der Heroine. Bewundernd schlug er seinen Arm um die Geliebte, und sie schaute ihm lächelnd und selig in das glühende Auge.

Gift und Gegengift! Romantische Liebe gegen romantische Liebe angewandt. Proba-

tum est! urtheilte der alte Lieven nach zehn Jahren, als er bereits von zwei muntern Enkeln begleitet, seine Promenade vollzog. Und nach zwanzig Jahren lachte Ludwig, wenn er das Wort: Ewige Liebe! aussprechen hörte.

# Gustav Steinburg.

Der alte Steinburg, ein sehr begüterter Kaufmann im Norden Deutschlands, besaß einen einzigen Sohn, den er, nach seiner Weise, väterlich liebte. „Wenn der Gustav herangewachsen und ein firmer Kaufmann geworden ist" — sagte er oft zu seinem Vertrauten, dem Buchhalter Mertens — „so verheirathe ich ihn mit der kleinen Regina, der Tochter meines reichen Nachbars Willer, und nehme ihn zum Kompagnon in meine Handlung auf." — Schön, recht schön! entgegnete Mertens dann und lächelte vom Haupt-

buche her den milden Patron an. Aber Gustav schien nicht in die Idee des Vaters einzugehen; er vermied die kleine Regina überall, und Gustav der Jüngling fand weder Geschmack an dem Geschäfte, wozu des Vaters unbeugsamer Wille ihn bestimmte, noch an der heranwachsenden übelgestalteten Jungfrau. Den Vater verdroß das eine wie das andre, und er fand bald Gelegenheit, dem Ungehorsamen zu verkünden, daß er Folgsamkeit fordere und das Gegentheil sehr übel nehmen werde. Gustav kannte die Bedeutung dieser Sprache, denn schon als zartes Kind hatte er die Erfahrung gemacht, daß des heftigen Vaters Böseseyn immer das Resultat einer schmerzhaften körperlichen Züchtigung erzeugte. So zwang die Furcht ihn zum Gehorsam; er weihte sich gegen seine Neigung dem merkantilischen Treiben, und duldete Regina

mit ihren Mängeln und Schwächen, beides, weil er mußte.

Zwei Jahre hatte er im Komtoir des Vaters gearbeitet, da sandte dieser ihn nach Hamburg, daß des Jünglings kaufmännische Bildung vollendet werde. Gustav nahm hier vom Geiste des Handels nur so viel in sich auf, als entschiedener Widerwille ihm gestattete und die Furcht vor dem unmäßigen Zorne des Vaters heischte.

In einem Hause mit ihm befand sich ein junges Mädchen, Amalie, der Hausfrau Nähterinn. Amalie war gebildeter als ihr jetziger Stand erwarten ließ: sie war von guter Familie; aber der Mutter früher Tod, des Vaters Unglück, hatten ihr das harte Loos der Dienstbarkeit geworfen. Schön war ihr Körper, schöner noch die reine Seele, welche aus

ihrem klaren Auge leuchtete. Der empfängliche Gustav sah sie anfangs oft und kam dann nimmer aus ihrer Nähe; ihre stille Güte, ihre Seelenstärke im Unglück zog ihn unwiderstehlich an, er achtete sie hoch und schritt dann leicht von Hochachtung zur Liebe über. Amalie sah den jungen Menschen gern, der oft dem Dürftigen wohlthat, der, entfernt von den lärmenden Vergnügungen seiner Kollegen, im gesitteten Benehmen sich weit über sie erhob; eine kurze Zeit, und er war ihr sehr theuer. Das trauliche Verhältniß gab dem Paare manche schöne Stunde, und es genoß in seliger Abgeschiedenheit all jene süßen Stunden, die reine Liebe spendet: nur der Gedanke Gustavs an seines Vaters Plan trat wiederholt, ein nächtliches Gespenst, zwischen die Liebenden. Ein Freund des Jünglings, dem er sich vertraute, zeigte ihm einen Weg

zum Ziele seiner Wünsche: Er rieth ihm zu einer heimlichen Heirath. Mit dankbarer Freude umfing der Berathene den theuren Rathgeber, machte dann Amalie mit der Idee des Freundes bekannt, und die Liebende weigerte sich nur kurze Zeit, glücklich zu seyn und zu machen. Der rathende Freund, ein junger Hollsteinischer Geistlicher, verband das Brautpaar bei sich daheim, und Niemand ahnete das Geheimniß und der jungen Menschen Glück. Gustavs beste Freuden fielen in die nun folgende Periode, in der er eine schöne, und was tausendfach mehr ist, eine gute Gattin, und in der Folge auch zwei liebenswürdige Kinder besaß. Vergessen war ihm das Dunkel der Vergangenheit, seine Klagen über die Tücke des launenhaften Schicksals, das ihn sonst von frühester Kindheit an gefoltert und im väterlichen Hause den drückendsten Mißhand-

lungen hingegeben hatte, schwiegen nun, und die Zufriedenheit wohnte in seiner Brust.

Plötzlich aber rief des Vaters Befehl ihn von seinen Lieben hinweg und zur Heimath zurück. Er erbebte, denn Trennung auf ewig schien gewiß; sein Wesen rang mit Verzweiflung, ruhiger war die sanfte Amalie, nur mit einer stillen Thräne klagte sie dem Himmel die Feindlichkeit ihres Looses. Er schlug schleunige Flucht als einziges Rettungsmittel vor, aber sie weigerte sich, die Hand zur Ausführung zu bieten; sie rieth ihm, des Vaters Willen zu befolgen, das Bessere von der Zukunft zu hoffen, und bat, er möge ruhig sein wie sie: Denn, sprach sie, über uns waltet ein liebender Gott! Er flehte weinend um Aenderung ihres Entschlusses, sich von ihm zu trennen, aber sie beharrte fest.

Die bange Scheidestunde kam, Amalie

begleitete den Gatten einige Meilen weit. Hier wurde gegenseitig der Schwur ewiger Treue erneut, und man sagte sich das letzte Lebewohl, als das lärmende Posthorn laut durch die Stille der Nacht tönte. Auch hier offenbarte Amalie jene hohe Fassung, welche dem edlen weiblichen Gemüthe eigen ist; sie gab dem Scheidenden durch Beispiel und Aeußerungen Muth zum Kampfe mit dem zürnenden Fatum.

Das Bild unsers Schicksals! flüsterte Amalie am Wagen stehend, und deutete mit hoffnungsvollem Blicke hinauf zum Himmel, durch dessen Wolken je und je ein funkelnder Stern hervortrat. Der Wagen rollte fort; hoch und schnell und immer bänger schlug es in des Mannes Busen, der sich mit jedem neuen Schritte auch weiter von seinem Lebensglück entfernt sah, und nur zu

vertraut mit den Widerwärtigkeiten war, die für ihn in der nächsten Zukunft lagen. Ach, schnell und schrecklich reihete sich die Wirklichkeit der Ahnung an.

Kaum zu Hause angekommen, hörte er vom Vater die alten Plane wieder, in denen Regina die Hauptrolle hatte. Der Sohn wagte leisen Widerspruch, aber grimmig fuhr der alte Steinburg auf. „Vater!“ — flüsterte der Bebende — „Ich liebe ein armes aber Engelgutes Mädchen, und werde geliebt! „Wie!“ — schrie glühendroth der Zornige — „gegen meinen Willen? Ein armes Mädchen? Und du wolltest sie wol gar zum Weibe nehmen?“ Auf Gustavs Zunge schwebte die Antwort: Ich bin verheirathet! aber des Drohenden furchtbarerhobene Hand gebot ihm kluges Schweigen. — „O, dafür wissen wir Rath“ — setzte der Alte spottlachend hinzu und riß ihn

mit sich in eine dunkle Kammer fort — „hier, Unsinniger, hier bleibst du bis zum Hochzeitstage mit Reginen!“ Des Tobenden Hand brannte auf der Wange des Schweigenden, und herauseilend warf der Alte das Schloß der Thüre zu. Durch das Fenstergitter sah der Gefangene vernichtet in die Wolken, die vom Winde gejagt, tief und schwarz vorüberflogen, und wiederholte Amaliens Worte: Das Bild unsers Schicksals! Er kannte seinen Vater, er sah voraus, daß er schweigend werde gehorchen müssen. „Der Heftige würde mich ermorden, gedächte ich mit einem Worte meiner heimlichen Vermählung!“ Das war es, was er sich mit Ueberzeugung sagte.

Kaum zwei und zwanzig Jahr alt, mithin zu schwach, dem Andringen eines solchen Mannes, der sein Vater war, (welcher es übrigens gut mit ihm meinte, wirklich des

Sohnes Glück wollte und in dem Glauben handelte, daß ohne Reichthum kein Glück bestehe,) Festigkeit entgegen zu setzen, zwang ihn dessen unväterliche Härte, das heilige Gelübde, an Amalie gegeben, nicht zu vergessen, aber wohl zu verschweigen. Er machte den Plan zu entfliehen, aber der Alte hielt nur zu pünktlich Wort: er blieb bis zum Hochzeitstage mit Reginen ein Gefangener, und durfte nicht einmal wagen, seiner Geliebten Nachricht von sich zu geben, da er fürchten mußte, seinem aufmerksamen Hüter alles zu verrathen, und auch sogar Amalie den Gefahren der Mißhandlung Preis zu geben.

Nachdem er drei Monathe hindurch die unbilligste Härte geduldet, blieb ihm kein Ausweg. Er sah sich genöthigt, das ungeheure Opfer zu bringen. Der unselige Vermählungstag erschien, und mit ihm alle Qualen

eines solchen Zwanges, des unglücklichsten Verhältnisses. Zwiefach empfand er bei der von der Natur verwahrlosten Regina, wie viel er in Amalien verlohren. Sein Schmerz grenzte an Wahnsinn; nur der Schimmer einer Hoffnung hielt ihn bei Besonnenheit. Er schrieb, dieser Hoffnung gemäß, an die ferne Geliebte, schilderte ihr das Unglück seines Lebens und beschwur sie, zu gestatten, daß er zu ihr komme, und mit ihr entfliehe. Mit Entzücken erbrach er die insgeheim erhaltene Antwort und — erstarrte.

„Du handeltest gut" — schrieb Amalie — „als du dem gehorchtest, der dir das Leben gab und erhielt. Treu bleibe ich bis zum Grabe, doch mich wiedersehen, von mir hören sollst du nie. Gern opfere ich deinem Glücke das meinige. In einem einsamen Winkel der Erde will ich um dich trauern, bis

Vernunft und Zeit mir Vergessenheit geben. Vergiß auch du, wie es dir Pflicht und kindliche Liebe gebeut.“

Er war untröstlich, er wiederholte das Schreiben, aber uneröffnet kam der Brief zurück mit der Nachricht von seinem Korrespondenten, daß Amalie Hamburg verlassen habe, ohne Jemand ihren künftigen Wohnort zu entdecken. Nun ließ er unter fremden Namen Aufforderungen an sie, sich zu melden, in den bekanntesten Zeitungen ergehen. Vergebens; Amalie war und blieb verloren.

Zwölf schreckliche Jahre waren seit der zweiten Vermählung mit bleiernem Schritte dahin gekrochen, als der alte Steinburg starb. Scheidung von Regina war Gustavs erste Handlung. Jetzt wiederholte er die öffentlichen Einladungen an Amalien, und verkündigte ihr, daß er geschieden sey von seinem Weibe;

doch es erfolgte keine Antwort, keine Meldung. „Sie ist todt!“ — sagte er mit trocknem, zu Boden starrendem Auge. „Und meine Kinder irren vielleicht in größter Dürftigkeit umher; Elternlos, hülflos! — setzte er in einem Tone hinzu, der auch die Nerven des Menschenfeindes erschüttern konnte. Seine Ruhe war, von diesem Gedanken gescheucht, dahin; sein Gram war das Bette des Prokrustes, jeden Umstand suchte er zu kürzen oder zu dehnen, bis er dazu paßte, ihm Gewißheit über den Verlust seiner Geliebten, über das höchste Unglück seiner Kinder zu geben; sahe er einen armen Jüngling oder ein Mädchen in dem Alter seiner Kinder, so drängte es ihn, sie zu umarmen, so gab er, gab mit vollen Händen, denn er war überzeugt, es müsse seinen Kindern wohlgehen, wenn er den fremden ein erträgliches Daseyn

verschaffe. Wenn ein vergeltender Gott über der Erde wohnt" — sagte er sich — „so muß er meinen Willen erkennen und meinen geliebten Kindern in der Ferne Wohlthäter erwecken." Auch nährte er die Hoffnung, jede wohlthätige Handlung sichere ihm das baldige Wiedersehen seiner Lieben; aber schon waren seit dem Tode des alten Steinburgs zwei Jahre verflossen, und die Aufforderungen in öffentlichen Blättern hatten nichts bewirkt, seine schönsten Hoffnungen blieben unerfüllt. Jetzt waren ihm alle Freudensterne untergegangen, er hatte auf jedes Glück Verzicht geleistet, und um sein Herz schien eine kalte Rinde gebildet, die es jedem Troste, wie jedem Kummer, unzugänglich machte.

Ein Freund, ein wahrer Freund, riß ihn aus der starren Betäubung empor. „Schäme dich junger Mann" — sprach dieser —

so

„so dein Leben zu verträumen, weil dich ein Unfall beugte. Vergiß und sey thätig, um vergessen zu lernen!“ — „Ich thätig?“ — lächelte der Schwermüthige bitter — „hast du vergessen, wie sehr ich den Handel hasse, bei dem man so leicht jedes Gefühl verrechnen lernt?“

„Wer zwingt dich“ — entgegnete der Freund — „Kaufmann zu bleiben? Mit deinem Vermögen, mit deinem Kopfe und Herzen steht dir jede andre, auch die angenehmste, Beschäftigung zu Gebote. Als dein Vater noch lebte, sagtest du mir einmal, du lebtest gern als Landmann; wohlan, jezt kannst du es seyn. Kaufe dir ein Gut, und mache um dich her so viele Menschen glücklich, als du vermagst. Nur dadurch kannst du es selber wieder seyn. So kenn' ich dich.

Steinburg starrte den Redner an, ein

längst erloschener heitrer Strahl flammte in seinem Auge auf. „Glückliche machen?“ — sagte er hastig — ach Geld macht nicht glücklich!“ — setzte er bekümmert und langsam hinzu, und sein Blick verdüsterte sich wieder. „Nicht durch Geld allein“ — erwiederte jener — „sondern durch die Art, das Geld zu verwenden, durch Freundlichkeit, durch Rath und Trost kann man beglücken.

Diese Worte wirkten kräftig auf Steinburg, der Funke hatte gezündet; bald war er entschlossen, sich anzukaufen, und die Gelegenheit bot ihm die Hand. Das Dorf Lindenau, in einer der reizendsten Gegenden Sachsens belegen, war von dem jungen, verschwenderischen Besitzer verschuldet und öffentlich feil geboten; Steinburg kaufte es und zog dahin mit dem schönen Willen, durch edle Handlungen sich eine neue Welt zu schaffen. Zu diesem Zwecke ver-

einte er sich mit dem dortigen Prediger Hellmann, den ihm der Ruf als einen Biedermann und Menschenfreund nannte. Er fand ihn wirklich so und schenkte ihm sein Vertrauen; doch beschränkte sich dieses Vertrauen Anfangs nur auf Wohlthätigkeit. Er nahm Anstand, von seiner frühern Geschichte zu reden, weil er fürchtete, dem würdigen Geistlichen als ein Schwärmer zu erscheinen. „Einem Jünglinge" — setzte er voraus — „verzeiht der Greis wol die Klage um eine verlohrne Geliebte, dem Manne selten oder nie." Und darum schwieg er.

Eines Tages ging er mit dem Prediger durch das Dorf, um einen Armen zu besuchen. Vor der Thür eines kleinen Hauses saß ein junges Mädchen mit verweintem Auge, den Strickstrumpf in der Hand. Steinburg, aufmerksam geworden auf das schöngestaltete, flei-

ßige Mädchen, fragte seinen Begleiter, welcher den anständigen Gruß der Jungfrau freundlich erwiederte und sich nach dem heutigen Befinden ihrer siechen Mutter erkundigte, um den Namen und Stand des Mädchens, dessen Aeußeres nicht einer Bäuerin gehörte. „Sie ist die Tochter einer Wittwe" — antwortete Hellmann — „welche mit diesem Mädchen und einem Sohne vor dreizehn Jahren im Dorfe ankam, als eben eine Feuersbrunst unser kleines Vermögen verzehrt hatte; wir nahmen sie bei uns auf, doch war das auch alles was wir vermochten, denn wir befanden uns in tiefer Armuth. Sie ernährte sich und ihre Kinder durch weibliche Arbeiten für die, nun verstorbene, Edelfrau, für die Damen in der nahen Stadt, und durch Unterrichtertheilung im Dorfe. Bei ihrer Ankunft schien tiefes Leiden ihre Gestalt zerstört zu

haben; doch nie klagte sie, duldete, wie es schien, noch immer im Stillen, und arbeitete und unterrichtete. Man suchte ihre Bekanntschaft, doch sie wies fast jede von sich, und lebte still und gut vor sich hin. Ihre geräuschlose Tugend machte sie uns allen werth; wir waren gern in ihrer Gesellschaft und verschafften ihr Erwerb, so viel wir konnten. Alles ging bis vor Kurzem recht gut, bis unsre gute Edelfrau starb und sie selber erkrankte. Seitdem leidet sie, und ihr ehemaliger Gewinn ging für Arzneien auf —"

„Da muß man helfen" — fiel hastig der Hörer ein.

„Nach Kräften that ich es bereits" — bemerkte Hellmann — „denn die gute Seele verdient es. Unendlich wird es mich freuen, wenn Sie sich der Familie annehmen wollen."

„Sie hat noch einen Sohn?“ — fragte Steinburg.

„Einen wackern Jüngling“ — belehrte der Prediger ihn — „der sich auf meine Empfehlung in der Stadt als Lehrling bei einem berühmten Zeichner befindet und seit einigen Tagen zum Besuch bei der kranken Mutter ist.“

St. Und wer war der Mann dieser Wittwe?

H. Nach ihrer Erzählung Kassenbeamter, der kurz vor ihrer Erscheinung im hiesigen Orte sie verließ und dann wahrscheinlich starb.

Steinburg seufzte aus tiefer Brust, denn schon hatte er wieder, wie gewöhnlich, gehofft, hier eine Spur von seiner Familie zu finden, vielleicht Amalien selbst; aber diese Hoffnung schwand schon bei dem Worte Kassenbeamter, doch fragte er um der Wittwe Namen.

„Willmann hieß ihr Mann!“ entgegnete

jener, und auch der Rest seiner Ahnung war dahin; indessen näherte er mit dem Pastor sich dem Mädchen, um hier ein Werk der Wohlthätigkeit auszuüben.

Friederike, so hieß das Mädchen, empfing die Nahenden mit Ehrerbietung; ihr Benehmen sprach von besserer Bildung, jede ihrer Aeußerungen von Bescheidenheit und von einem natürlichen Verstande. Steinburg knüpfte ein Gespräch an, sie beantwortete seine Fragen verständig und entschuldigte sich mit Anstand, wo sie keine Auskunft geben konnte. Von dem Zustande der kranken Mutter erzählte sie mit rührender Wehmuth, mit dem tiefsten Schmerze kindlicher Liebe, und des empfänglichen Mannes Auge näßte die Thräne der Theilnahme. Aber auch die schmerzliche Erinnerung sprach in ihm an, er gedachte seiner Kinder und drückte darum der Weinen-

den mehr Goldstücke zur Erquickung der leidenden Mutter in die Hand, als er zuvor gewollt hatte. Friederike nahm auf einen Wink des Pastors das namhafte Geschenk mit herzlichem Danke an. Die Männer schieden, aber Steinburg sah fortgehend noch immer der in die Hütte eilenden Jungfrau nach, deren liebliche Gestalt und süßtönende Stimme ihn ganz gewonnen hatte. Nachdenkend ging er neben Hellmann her, dessen Erzählung ihn so, wie Friederikens Anblick, wieder in die alte Schwermuth zurückgeworfen hatte. Jener bemerkte das. „Sie sind ungewöhnlich düster" — fragte er — „schon früher bemerkte ich, daß Sie einen geheimen Gram in sich tragen, aber in diesem Augenblicke sind Sie trüber als je gestimmt."

„Ich bin es" — erwiederte leise der Bewegte.

„Schiene es nicht unbescheiden" — sprach der Pastor — „so würde ich um Mittheilung bitten. Es ist mein schönes Amt, zu trösten!"

„Mich tröstet nur das Grab!" — fiel der Verschlossene ein.

„Nicht doch" — entgegnete der Begleiter — „die Welt bedarf Ihrer, wenn Sie auch der Welt nicht bedürfen. Wie dunkel auch Ihr Lebenspfad bis hieher gewesen seyn mag, blicken Sie heiter in die handlungsreiche Zukunft. Wol hat der gute Wieland Recht, wenn er lehrt:

„Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
„Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!

denn:

„Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten.

„Kann auch" — rief Jener — „der Augenblick die langverschlossenen Gräber öffnen, oder uns die Geliebten aus ungekannter Fer-

ne plötzlich näher bringen? Ach Sie wissen nicht" — „Ich weiß" — bemerkte Hellmann — daß Sie ein Mann sind und ein guter Mensch; bei diesen Würden darf man klagen, aber nicht verzweifeln. Kommen Sie. Lassen Sie uns einen Gang nach dem Weinberge machen; dort habe ich oft Vergessenheit der Leiden gefunden; Gottes schöne Welt vor unsern Augen und bald der Untergang der Sonne." —

„Auch meine Sonne ging unter!" — klagte Steinburg.

Aber der Geistliche versicherte, daß sie ihm freundlich leuchte und wiederholte: „Haben wir uns eine Stunde am Ueberblick der freundlichen Nähe gelabt, so wird es Ihnen leichter in der Brust. Das muß ich verstehen."

Sie gingen auf den Weinberg. Und wirklich eignete ſich dieſer Ort, die Trauer des Fühlenden zu ſcheuchen. Da ſtanden ſie an einem Pavillon auf dem Berggipfel. Eine herrliche, herzerhebende Ausſicht! hier auf der Nordſeite die ſchöne Gebirgkette, in nebelhaftes Blau gehüllt; da im Süden die Mannigfaltigkeit der bunten Wieſen und ſegensreichen Kornfelder; dort im Oſten der Eichen- und Birkenwald, und in Weſten ſtrömt durch blumenreiche Fluren in maleriſchen Linien das ſpiegelhelle Flüßchen dahin. Hier um das Dorf der große grüne Ring einer majeſtätiſchen Lindenallee, und in Nähe und Ferne erheben ſich von lachendem Grün die Thürme von zwei Städten und ſechszehn Dörfern. Der Leidende ſah hellerem Auges umher, und legte, erkenntlich für den Genuß, ſeine Hand auf des Nachbars Schultern, der jezt ſeine

Rechte ergriff und andachtsvoll dem frommen Gellert nachrief: Gebt unserm Gott die Ehre!“ „Sie kennen“ — sagte Steinburg, bei einem dankbaren Händedruck — „ja, Sie kennen die Menschen!“ Er war ruhiger geworden, und die Dankbarkeit für den Schöpfer dieser Ruhe vermehrte sein Vertrauen: Er theilte dem Pastor die Geschichte seiner Liebe mit und fand in diesem Vertrauten einen hoffnunggebenden Freund.

„Wie befindet sich die Wittwe Willmann?“ — fragte er am folgenden Tage den Pastor.

„Sie ist noch krank, sehr krank,“ entgegnete dieser mit wehmüthigem Tone.

„Arme Kinder“ — klagte Steinburg; doch knüpfte sich an diese Klage der Ausspruch des Entschlusses, für die verwaisten Kinder als Vater zu sorgen.

„Sollte die Mutter sterben“ — versprach Hellmann — „so nehme ich Friederiken auf einige Zeit in mein Haus, damit meine Tochter, ihre Freundin, sie beruhige; später führe ich sie Ihnen zu; der Sohn kehre dann wieder nach der Stadt und zu seiner Kunst zurück.“ Auch ihm gelobte Steinburg thätige Unterstützung, und Hellmann versicherte dagegen, daß dieß sehr verdienstlich sey, da der Jüngling entschiedene Neigung und Anlagen für sein Fach besitze und immer nur, neben der Kindesliebe, für die Kunst gelebt habe.

Der Pfarrer erschien in den nächsten Tagen nicht, und als er dann den Gutsherrn besuchte, lag in seinem Gesicht eine unverkennbare Feyerlichkeit, die der Freund bemerken mußte. Er fragte, und Hellmann antwortete wie Einer, der ein Geheimniß in sich trägt, das

er gern verschweigen und doch auch mittheilen möchte. Dieses verschlossene, dem Prediger ganz fremde Wesen fiel Jenem auf, und er fragte noch dringender. „Ich komme" — berichtete der Geistliche — „so eben vom Krankenbette der Willmann und solch ein Anblick ist nicht erfreulich. Dazu kömmt noch ein anderer, merkwürdiger Umstand."

St. Welcher? wenn ich ihn wissen darf.

H. Sie sind ein Mann: Hören Sie mich. Ich bin so eben auf eine Vermuthung gekommen, die, unter den Umständen, wohlthuend und bitter zugleich ist. Ich bin durch Sie selber mit der Geschichte ihrer ersten Liebe bekannt geworden; das Geheimnißvolle der Willmann über ihr früheres Leben, ihre beiden Kinder, die Zeit ihrer Ankunft in unserm Orte, ihr Taufname, ihr Aeußeres, als sie noch in der Fülle der Gesundheit blühte —

St. Um Gottes Willen reden Sie! Sie ist Amalie?

H. Ich glaube, und habe Gründe für meinen Glauben.

St. Auch ich wagte es, hoffend daran zu denken, aber der Stand ihres Mannes, ihr Name, der Taufname ihrer Kinder —

H. Das alles kann von ihr erfunden seyn, um Nachforscher und Lauscher zu täuschen.

St. Sie haben Recht; doch ihre lebensgefährliche Krankheit? O, das wäre grausam, wenn ich sie am Grabe wiederfände!

H. Das eben setzt mich in tiefe Trauer, aber —

St. Freilich meine Kinder! —

H. Ein sicherer schöner Gewinn! Und dann kann die Mutter ja noch wieder gefunden.

St. Sie kann, aber wird sie auch? —

H. Ich gab die Hoffnung noch nicht auf, der Arzt verspricht.

St. Daß Sie wahr sprächen!

H. Was meine Vermuthung fast bestätigt, ist, daß sie den Namen Gustav, so viel ich weiß Ihr Name, oft in ihren Phantasien nennt und dann Dinge äußert, die dem mit Ihrem Lebenslaufe bekannten es verbürgen, daß sie ihre Amalie ist: So heißt sie ohnehin.

St. Amalie? Ja sie ist es, mein Herz sagt es mir.

H. Wenn es so ist, so folgen Sie meinem Rathe, gehen Sie behutsam mit Ihrem Geheimnisse um, bis die Dulderin ganz hergestellt ist.

St. Eine Ewigkeit! Und meine Kinder? —

H. Auch sie dürfen nicht das Geringste wissen.

wissen. Wie leicht entschlüpft der unbedachten kindlichen Freude ein Wort am Krankenlager der Mutter, und die Schwache würde das Opfer der Gemüthsbewegung. Wollten Sie das veranlassen?"

„Sie haben Recht!" — rief händeringend Steinburg — „aber die theuersten Menschen mir so nahe, und ich soll mich ihnen verbergen? — Nun wohl" — setzte er nach einer Pause hinzu — „ich befolge den Freundesrath, doch, eine theure Bitte müssen Sie mir gewähren; Sie müssen mir erlauben, Amalien von ferne zu sehen, um gewiß zu seyn daß sie es ist."

Nach einem Augenblicke Ueberlegung willigte der Prediger ein, aber er ließ sich das Versprechen von dem Bewegten geben, daß er durch keine Aeußerung, durch keinen Blick, den Vater verrathen wolle. Beide eilten der

Hütte zu. Steinburg umarmte unwillkührlich die Kinder mit Heftigkeit, entschuldigte aber diese, bei schnell zurückkehrender Fassung, mit der Stärke der Theilnahme an ihrem Unglück; die Guten glaubten ihm, denn er hatte ja schon früher sein Mitgefühl beurkundet.

Der Pastor öffnete leise die Thüre der Kammer, in welcher die Kranke lag. Mit bedecktem Gesichte sah Steinburg durch die halb offenbleibende Thüre hinein: Es war Amalie! Er erkannte die theuren Züge der Geliebten, die dem schlummernden Engel gleich, mit geschlossenen Augen da lag. Wenig fehlte und er wäre im ersten Moment mit dem Ausruf: Sie ist es! hingestürzt zu dem Siechenlager, das sein Alles trug; aber des Geistlichen Gegenwart, die Erinnerung an sein Gelübde, der Gedanke an die Gefahr, das Kostbarste zu verlieren, bannte ihn an die Stelle außerhalb

der Thüre. Aber nur mit Mühe hielt er sich an der nahen Pfoste aufrecht; denn Fenster und Wände umtanzten ihn, als die Leichenbläße des geliebten Antlitzes ihn furchtbar daran mahnte, daß er wahrscheinlich nur gefunden habe, um bald und auf ewig zu verlieren.

Sorgsam eilten die jungen Leute herbei, den Wankenden aufrecht zu erhalten und zu einem Sessel zu führen; Hellmann begleitete dann den Erschöpften nach seiner Wohnung zurück. Es wurde schleunigst für die Kranke ein zweiter Arzt, der berufenste in der nahen Stadt, geholt. Steinburg erschöpfte alle Mittel, die Gewißheit ihrer Genesung herbei zu führen; Hellmanns Tochter übernahm das Amt der Krankenwärterin, und in jeder halben Stunde mußte dem zwischen Furcht und Hoffnung Schwankenden Kunde von dem Zu-

ſtande der Kranken gegeben werden. Die Liebe vermag viel, doch nicht alles: ſie iſt ſtark, nicht allmächtig! Steinburg erhielt leider am dritten Tage die Nachricht, daß Amalie nicht mehr ſey. In der Nacht, nachdem er ſie am Abende geſehen, war ſie verſchieden; der herbeigerufene zweite Arzt hatte ſie bereits entſeelt gefunden. Zwei Tage hindurch hatte man es, nach des Predigers Willen, dem hoffenden Manne verſchwiegen. Zufällig nur hörte er die Schreckenspoſt von zwei Landleuten, die an der Mauer des Schloßgartens hinabgehend, von dem ſchleunigen Begräbniſſe der Willmann ſchwatzten. In der Laube an der Mauer befand ſich Steinburg und hörte das Schreckliche. Zum Glück war er nicht ganz unvorbereitet, und der Gedanke an ſeine Kinder milderte den Schmerz, ſo viel es in dem Momente möglich war. Daß doch das Schick-

sal immer Palliative für seine armen Kranken in Bereitschaft hat, daß sie nicht sterben aber leiden!

Rasch stand jezt Steinburg auf, sich seiner Tochter, seines Sohnes Trost zu schaffen. An der Gartenpforte trat ihm Hellmann entgegen. „Ich weiß alles" — rief er diesem zu — „und danke Ihnen die schmerzliche Schonung. Aber nun zu den übriggebliebenen Verlassenen."

„Noch nicht" — rieth der Kommende — „sehen dürfen Sie sie, doch können Sie nur als Wohlthäter und Beschützer auftreten. Nichts von Entdeckung. Auch Freude kann tödten! die jungen Leute sind entkräftet von Nachtwachen, krank und abgespannt von Schmerz, Furcht und Angst; der plötzliche Uebergang vom Endpunkte des Grams zu dem der Freude dürfte ihr Leben in Gefahr setzen.

Gedulden Sie sich noch einen Tag oder zwei, ich will die guten Seelen allmählig dem schönen Augenblicke entgegenführen. Entbehren Sie noch wenige Stunden, um dann sicherer und glücklicher zu genießen!"

Das Zweckmäßige dieses Vorschlages leuchtete dem Verstande Steinburgs, wenn auch nicht seinem Gemüthe, ein.

Am Tage darauf erschien Hellmann früher und heiterer als gewöhnlich auf dem Schlosse. „Es hat sich" — meldete er — „ein seltsamer Fall ereignet. Rathen Sie. Ein Fall, der Sie aufs höchste erfreuen wird." Er leitete eine neue schöne Aufklärung ein, denn als er den Gegenüberstehenden gefaßt sah, sprach er: „Ja, freuen Sie sich, Ihre Amalie lebt!"

„Lebt?" — fragte Steinburg, und glaubte zu träumen.

„Sie war nur scheintodt“ — erzählte der Freudenbote — „doch alle Symptome des wirklichen Todes waren vorhanden, Herz- und Pulsschlag stockte; der Spiegel über dem Munde der Leiche blieb klar und ungetrübt. So nahm der Arzt, so nahm ich keinen Anstand, die nöthige, baldige Beisetzung im Gewölbe erfolgen zu lassen, woran die Sonnenhitze mahnte. Aber dem Himmel sey Dank! der Irrthum hat sich glücklich in dieser Nacht entdeckt. Hören Sie nur, wie wunderbar das kam: Oft fragten, als die Mutter noch wohl auf war, die Kinder nach dem Vater, von dem sie hörten, daß es wol möglich sey, er befinde sich noch am Leben, da die Nachrichten über seinen Tod nicht ganz zuverlässig wären. Vorzugsweise drang Ludwig darauf, oft und viel von dem Manne zu hören, der in seinen kindlichen Träumen überall und im-

mer auftrat. Aber die Mutter wurde jedesmal bei diesen Fragen verstimmt; sie selber schwieg stets über diesen Punkt, ermahnte die Kinder nur, für den vielleicht noch lebenden Vater zu beten, und beschwichtigte so ihre Nachforschungen. Sie gehorchten, weil sie die liebende und geliebte Mutter besaßen. Nun aber, nach dieser guten Mutter vermeintem Tode ergriff den Sohn ein banges Sehnen, den Mann zu kennen, der ihm das Leben gegeben; er fühlte sich jezt so allein und darum so namenlos unglücklich. „Die Mutter im Grabe," — klagte er — „den Vater nicht kennen, nicht lieben zu dürfen. Es ist schrecklich! Bei ihr konnte ich des Vaters wol entbehren, aber nun — welch ein Ersatz, am Vaterherzen weinen zu können um den großen Verlust!" Ein Umstand erhöhte noch seine erlaubte Wißbegierde. Als der Mutter

Krankheit immer größer ward, da rief sie Friederiken an ihr Bette, und nahm von ihr das Gelübde, daß sie einen dringenden Wunsch der Mutter erfüllen wolle. „Lege, wenn ich sterbe" — forderte sie — „jenes Paket Papiere, das du unter meinem Haupte findest, unter das Kopfkissen im Sarge, und laß es mit mir begraben. Es ist ein Geheimniß, das ich mit zu Gott hinübernehmen will." Friederike giebt und hält ihr Wort. Ludwig erfährt das, und schließt, er werde in diesen Papieren Aufklärung finden; er verschafft sich gestern Abend vom Glöckner die Schlüssel zum Gewölbe, öffnet in dieser Nacht den Sarg, will die Papiere hervorziehen und — erweckt durch die Erschütterung die Scheintodte. Er führt die Erstandene in mein Haus und läßt mich die Papiere lesen. Das Paket enthält:

ihren Trauſchein, die Taufſcheine der Kinder und einige Briefe von Ihnen.“

In ſtiller Rührung faltete der Hörer die Hände empor über der ſchnellathmenden Bruſt. Und dieſe Rührung ſollte in der nächſten Minute noch erhöht werden, denn der Prediger fuhr fort: „Der Arzt war auf meine Einladung ſchon in tiefſter Frühe hier. Er glaubt die Wiedererſtandene jezt außer Gefahr, erklärt, die lange Ohnmacht ſey, wie er wol einſehe, eine Kriſis geweſen, und der jetzige Zuſtand hoffnungsreich für baldige vollkommene Geneſung. Jezt legte Steinburg mit Freuden das Verſprechen ab, des wiedergefundenen theuren Weibes gänzliche Herſtellung zu erharren und erſt dann ſeinen Lieben ſich zu entdecken. Als Freund ſah er die Kinder täglich, und wie erfreute es ihn, als er mit jedem neuen Tage überzeugter von

ihrem Werthe ward. Gut und schön war Friederike, und Ludwig ein wackrer Jüngling, voll Wärme für die Kunst, voll Liebe für jedes Große und Schöne.

Ein Monat war nun seit diesem frohen Tage vergangen: seit acht Tagen befand sich Amalie wieder außer dem Bette, und der Geistliche bereitete sie nach und nach zum Augenblicke des Wiedersehens vor. Jezt erschien er. Steinburg entdeckte sich den Kindern, sah ihre Freudenthränen, vergaß in diesem Augenblicke jede Wechsellaune des Schicksals, und ging dann hocherfreut mit den Gefundenen dem Pfarrhause zu, wo sich Amalie in Hellmanns und seiner Tochter Gesellschaft befand.

Daß ihr Mann kommen werde, wußte sie seit einer halben Stunde von diesem. Hellmann stand mit ihr am Fenster, als er mit

den jungen Leuten vom Schlosse herunter kam. „Da kömmt Ludwig und Friederike,“ sagte er und deutete nach der Gegend, aus der jene sich näherten. „Es ist ein Dritter bei ihnen!“ bemerkte sie. Die Personen kamen näher. „Wer ist der Mann?“ — fragte sie jezt mit einiger Spannung, denn die Gestalt wurde ihr immer bekannter. „Er ist es“ — erwiederte Hellmann — „der Vater seiner Kinder. Sie legte die flache Hand über die sanftweinenden Augen und blieb eine Minute in dieser Stellung; dann wollte sie das Fenster öffnen, aber der Pastor führte sie zur Thür, durch die nach einigen Augenblicken der Glückliche eintrat.

„Gustav! Amalie!“ tönte es jezt. Die Langgetrennten sanken einander in die Arme, und der Himmel senkte sich ihnen zur Erde.

„Wie viel litt ich um dich!“ klagte der Mann.

„Und ich!“ stimmte Amalie ein.

„Dein edler Eigensinn machte die Wiedervereinigung unmöglich“ —

„Ich wollte dein Glück!“

„Seit beinahe drei Jahren schon, da mein Vater starb, konntest nur Du es machen, aber meine öffentliche Bitte blieb unerfüllt.“

„Ich hörte in meiner ländlichen Abgeschiedenheit von dem Inhalte der Zeitungen nichts. Vergieb!“

„Du bargst dich und die Kinder unter fremden Namen“ —

„Ich habe nur die Antwort: Ich wollte dein Glück!“

Fragen und Erklärungen waren geendet. Sanft, wie das Glück der Neuvereinten, war auch ihr Jubel. Da stand das Elternpaar

unter den Kindern, alle umschlungen wie brüderliche Bäume mit dankbaren Blicken, mit Wangen von der Freude geröthet.

„Nie" — versicherte Steinburg — „nie trennen wir uns wieder, Weib und Kinder!"

„Doch" — sagte der Sohn — „doch, mein Vater, habe ich eine Bitte."

St. Sprich, lieber Ludwig!

L. Nach einigen bei Ihnen zugebrachten Monathen erlauben Sie mir, mich der verehrten Kunst noch ein paar Jahre ganz zu weihen. Auf einer Reise erreiche ich den Zweck am sichersten.

St. Du wolltest mich schon wieder verlassen? —

L. Um mit der Würde des liebenden und geliebten Sohnes auch die des geschätzten Künstlers, des nützlichen Bürgers zu vereinen —

St. Lieber Sohn!

L. Vergeben Sie, ich lernte in der Stadt manchen unwissenden jungen Mann kennen, von dem man sagte, indem man spöttisch den Mund verzog: Hm, er ist der Sohn eines reichen Gutsbesitzers! — das möchte ich nicht allein seyn. Wenn man einmal sagt: Ludwig, der Sohn des wohlhabenden Steinburg! das lautet wohl gut; setzt man aber hinzu: Und ein wackrer Künstler, ein heller Kopf! Nicht wahr, das klingt doch tausendmal lieblicher?

St. Du sollst reisen.

L. Dank, herzlichen Dank mein Vater! dann male ich einst unsre Geschichte, wie sie hier und hier (auf Kopf und Herz deutend) mit hellen Zügen steht; das Begräbniß der guten Mutter, und wie sie wieder der Gruft entsteigt, durch mich entsteigt! O, meine Arbeit

soll mehr als mittelmäßig seyn und Sie haben dann zwiefache Freude an ihrem Sohne.

St. Sey meinem Herzen noch einmal willkommen! Du reisest, doch nicht allein; wir begleiten dich; das wird die Gesundheit deiner Mutter befestigen.

Von neuem umfing der Vater den Sohn.

„Dieß, Ludwig" — bemerkte Hellmann, auf die Gruppe deutend — „dieß ist die schönste Stelle in deinem Gemälde!"

Aber Ludwig zweifelte daran, sich hier der Natur nur zu nähern, geschweige denn sie zu erreichen, „denn" — sprach er mit leuchtendem Auge — „an dieser Scene würde auch ein Raphael zum Schüler werden. Viel vermag die in ihrem Ursprunge göttliche Kunst, doch nimmer entglüht der schaffenden

fenden Hand dieser Wiederschein des Himmels im Blicke meiner theuren Eltern.“

Erschöpft war jetzt des Schicksals Laune. In ungetrübter Heiterkeit floß den Zufriedenen das Leben dahin.

# Der unruhige Morgen.

(Komisch-dramatische Erzählung, aus dem Französischen.)

## Erstes Kapitel.

Herr Schnellberg war schon seit 12 Jahren Director einer nicht unansehnlichen Schaubühne und befand sich wohl dabei. Die Bewohner der Stadt, in welcher er mit seinem Chor den Musen opferte, waren brave Menschen, die ihn thätig unterstützten, so, daß er das, was Lessings Maler Conti sagt: die Kunst geht nach Brodt! im engsten Sinne nicht mit ihm sprechen konnte. Er war wohl

habend. Freilich trugen seine Eigenschaften viel dazu bei. Nächst einer genauen Kenntniß seines Fachs, war er ein guter, zuverläßiger Freund, ein angenehmer Gesellschafter, nie übelgelaunt, und was recht sehr in Anschlag kommt und in unsern Tagen so selten ist: Er war ein sehr ehrlicher Mann!

Für jetzt befand er sich in einer kleinen Verlegenheit, denn die vor Kurzem im nachbarlichen Reiche ausgebrochene Revolution hatte nachtheiligen Einfluß auf seine Existenz gehabt. Der Krieg hatte sich mit seinen Schrecken, mit seiner Zerstöhrung über die Gränzen, und bis in seinen Wohnort gewälzt. Kriegsknechte sogen das Mark der Stadt. Viele Begüterte waren ausgewandert, die Feinde standen als Belagerer vor den Thoren, und das Schauspiel hatte den Reiz verlohren, da man andere Spektakel sah, Trauer-

ſpiele in der Wirklichkeit, und das große Orcheſter vor den Thoren 24pfündige Harmonien in die Stadt ſchleuderte. Die bekümmerten Einwohner konnten unter dieſen Umſtänden keinen Sinn für den Beſuch des Theaters haben, und Schnellbergs Unternehmung neigte ihr Haupt und verſchied. Die Mitglieder der Bühne entflohen; und als darauf Friede ward, der gebildete Bürger ſich wieder nach Unterhaltung, Schnellberg nach Thätigkeit und Erwerb ſehnte, ſiehe, da war keiner von ihnen zurückgeblieben. Schnellberg ſtand allein da. Er bediente ſich jezt des gewöhnlichen Mittels, forderte in der Hamburger Zeitung ſeine vorigen Leute auf, wieder zu ihm zu kommen; keiner kam, keiner ſchrieb.

Nun citirte er überhaupt bekannte brauchbare Subjecte in dieſen Blättern, und es fehlte ihm bald darauf nicht an Briefen, wo-

rin sich die Verfasser ihm antrugen; aber es waren Leute, die ihm unbekannt waren, oder gar Anfänger, die sich erst bilden wollten. Kein einziger Mann von Ruf war darunter. Was half das? Den Unbekannten sollte er Reisegeld, Vorschuß übersenden, großen Gehalt zusichern; das gestattete seine Klugheit nicht, und so saß er nach einem Quartale noch da wie Adam vor der Schöpfung des Weibes.

Endlich fanden sich einige bekannte Künstler brieflich ein, und er schloß Contrakte mit ihnen. Aber die bedeutendsten Fächer: Erste Väter, Liebhaber und Helden fehlten ihm noch. Besonders verlangte er noch einen jungen Mann, der die Abällinos, Wildfänge und dergleichen darstellen könne. Er würdigte diese Stücke und Rollen nach Verdienst; aber

seine Kasse hatte auch ein Wörtchen drein zu reden.

---

## Zweites Kapitel.

Eines Tages trat, als er in seinem Zimmer am Tische saß, und sich mit diesen Gedanken beschäftigte, ein wohlgebildeter und gutgekleideter junger Mann herein; er grüßte sehr anständig, und Herr Schnellberg trat mit der Frage: „Was ihm gefällig sey? und — wen er die Ehre zu sehen habe?“ zu ihm hin. „Ein reisender Schauspieler bin ich, der Unterkommen sucht!“ antwortete der Eintretende.

Director. Seyn Sie mir willkommen! Setzen Sie sich. (Es geschieht.) Beide sitzen

und der Director fragt weiter: Woher kommen Sie?

Fremder. Von Berlin!

Director. Und in welchem Fache arbeiteten Sie bis jezt?

Fremd. In dem der sogenannten ersten Liebhaber.

Direct. Ah so! Freilich, ihre Figur qualificirt Sie ganz dazu.

Fremd. Ist es wahr, was das Gerücht mir sagte: Etabliren Sie eine neue Bühne und brauchen Subjecte dafür?

Direct. Ja, das ist der Fall.

Fremd. So wage ich die Anfrage: darf ich hoffen? —

Direct. Wenn Sie sich beim Beginnen der Unternehmung einer öffentlichen Beurtheilung unterwerfen wollen; und dann — woran ich nicht im geringsten zweifle, dem Pu-

blicum gefallen, so bin ich von Herzen bereit, mit Ihnen in nähere Verbindung zu treten.

Fremd. Wann beginnt Ihre Entreprise?

Direct. In drey Monaten.

Fremd. Das wäre wol gut, (Mit Achseln zucken.) wenn ich nur —

Direct. Was? — reden Sie.

Fremd. Ja, meine Lage will, daß ich offen rede, und ich schäme mich nicht, es zu thun. Wenn ich nur — wollte ich sagen — einen andern Weg, mich bis dahin zu nähren, sähe!

Direct. Hm! Wäre ich ein reicher Mann, so würde ich sagen — oder kennte ich Sie als Künstler — Verzeihen Sie — so könnte ich in Hoffnung auf die Zukunft —

Fremd. Ich verstehe. So würden Sie mich schon jezt unterhalten?

Direct. Das wollte ich sagen.

Fremd. Können Sie denn nicht eine Privatprobe veranstalten? Ich unterwerfe mich ihr.

Direct. Mein Herr, ich bin scheu geworden. Was läßt sich bei so einer Probe beurtheilen: Höchstens Deklamation. Freilich eine Hauptsache für den Schauspieler; aber doch, wenn nicht andre Erfordernisse diese begleiten, kaum in Anschlag zu bringen. Noch vor Kurzem probirte ich auf diese Art einen jungen Mann. Er deklamirte excellent, und als er auf die Bühne kam, keine Geistesgegenwart, keine Haltung, keine natürliche Gesten, kein Spiel. Was nützt dann Declamation und Organ? Kurz —

Fremd. Das wäre also — (Mit einem Seufzer.) nichts.

Direct. Ich bedaure. Ohnehin muß

der Mann, den ich für Ihr Fach brauche, ein sehr geübter und talentvoller Künstler seyn; denn die Verkleidungen und Verwandlungen der ersten Liebhaber sind, seit Zschocke und Kotzebue für das Theater schreiben, an der Tagesordnung, und Sie sind mir ganz unbekannt.

Der Fremde verneigte sich schweigend und ging. Der Director begleitete ihn hinaus, versicherte ihn seiner Hochachtung und bat um Verzeihung, daß er ohne eine Proberolle von ihm gesehen zu haben, sich nicht mit ihm verbinden könne. Der Fremde empfahl sich. Es ist recht dumm! sagte er im Zurückgehen, daß er mir unbekannt ist! Eine hübsche Figur!

Am andern Morgen saß er kopfhängend auf eben der Stelle. „Es ist doch eine verwünschte Sache mit einer neuen Unterneh-

mung" — klagte er — „Mein Theater ist „wieder fertig, manche Decoration neu ge„malt — die Garderobe vermehrt — interes„sante Stücke sind aus dem Schwall von „Theaterproducten herausgewühlt — und „nun fehlt niemand als Schauspieler, die sie „spielen! (Es wird gepocht.) Ah! man klopft! „das wird der windige junge Mensch seyn, „der sich bei mir engagiren will — ich werde „ihn anhören und — fortschicken. Herein!" (Die Thür wird geöffnet.) „Richtig.

---

## Drittes Kapitel.

Ein junger, leichtfüßiger Mann, abentheuerlich galant, a l'Incroyable, gekleidet, schnarrend, etwas durch die Nase und lispelnd redend, tritt ein. Ein hoher Hahnenkamm

ziert seinen Tituskopf, die langen Crochets hängen ihm bis auf die Nase, seine Augen sind hinter eine Modebrille verschanzt. „Verzeihen Sie gehorsamst" schnarcht er, „daß ich so unangemeldet herein komme; aber ich sah Niemanden im Vorzimmer."

Direct. Gehorsamer Diener! meine Leute sind ausgegangen.

J. Mensch. Hat gar nichts zu bedeuten, mein Herr Director; ich wollte mir bloß die Ehre geben, mein Compliment zu machen.

Direct. Ergebener Diener! darf man wissen, was mir diese Ehre verschafft?

J. Mensch. Ich habe Ihnen wegen Engagement bei Ihrem neuen Theater geschrieben, — da Sie mir erlaubt haben, mich Ihnen zu zeigen und zur Probe —

Direct. O ja, es ist mir angenehm!

J. Mensch. Sie können nun aus mir

machen, was Ihnen beliebt, mein Herr Director. Ich habe eine Erziehung genossen, die meiner Geburt angemessen ist — denn ich bin von gutem Stande, wie Sie sehen; — ich bin der Sohn eines Vaters, der ein sehr angesehener Mann in der Stadt ist — er ist mit den ersten Häusern in Verbindung — er hat viele Köpfe unter sich.

Direct. Und ist?

J. Mensch. Damenfriseur — gehorsamst aufzuwarten.

Direct. Ah so!

J. Mensch. Mein Name ist Burgheim!

Direct. So, so!

Burgh. Ja, Sie wissen, mein Herr Director — ein Mensch von meinen Talenten —

Direct. Davon weiß ich kein Wort.

Burgh. Sollens noch erfahren! — Ja, daß ein Mensch wie ich, nicht sein Leben in einer Boutique zubringen, dort sitzen soll, wie ein Perückenstock — ich habe mich daher nach Ihnen erkundigt, und will sehen, ob ich bei Ihnen Condition — (besinnt sich schnell) ob ich mit Ihnen wegen eines Engagements einig werden kann.

Direct. Ihre Bestimmung wäre also? —

Burgh. Die hängt von Ihnen ab, mein Herr Director — ich habe gar keine — ich — das heißt — ich habe wol eine, aber die paßt nicht zu meinen Eigenschaften — so unterwerfe ich sie also bloß der Ihrigen.

Direct. Sollten Sie also Neigung haben, Schauspieler zu werden?

Burgh. Ja, mein Herr Director! just in dieser Absicht kam ich hieher — ich will gern Komödie spielen.

Direct. Mein Herr! das Komödienspielen ist eine schwere Kunst.

Burgh. Das weiß ich wol, es ist eine schwere Kunst. Wenn ich sage: schwer — das will so viel sagen, als: es ist nichts leichter als das, es gehört nur gesunder Menschenverstand dazu.

Direct. Nur gesunder Menschenverstand? So? Nun, daran scheint es Ihnen wenigstens nicht zu fehlen.

Burgh. O ich bitte gütigst!

Direct. Aber ich fürchte, damit ists nicht bloß gethan. Die Sache erfordert Vortheile, von Natur und Kunst verliehen. — Einen gutgebauten Körper —

Burgh. Nun, ich dächte — (dreht sich gravitätisch.)

Direct. Ein wohlgebildetes, interessan-

tes, ſich vornämlich auf der Bühne und in der Ferne gut ausnehmendes Geſicht.

Burgh. (Geht in den Hintergrund.) Hm!

Direct. Nicht alle Geſichter ſehen auf der Bühne gut aus, das beſte wird oft das unbedeutendſte, und ſo auch umgekehrt.

Burgh. Dann iſt meines gewiß das ſchönſte!

Direct. Die Stimme muß wohltönend und von Umfang ſeyn.

Burgh. (Schreit ſehr.) Nun, ich dächte, daran fehlt mir's gewiß nicht.

Direct. Genug, genug! um alle Zuhörer zum Hauſe hinaus zu ſchreien.

Burgh. O ich kann ſie auch ſo ſanft, ſo ſüß machen. —

Direct. Daß Sie die erſte Bank kaum verſteht.

Burgh.

Burgh. Versteht man mich doch in den Logen.

Direct. Eben so wenig — Sie haben vermuthlich schon eine Rolle gespielt?

Burgh. Nein, mein Herr Director, niemals. — Wenn ich sage niemals — das will soviel sagen — ja! ich hab' oft vor dem Spiegel gespielt, der in unserer Boutique hängt.

Direct. Ah der Henker! da sind Sie schon sehr weit gekommen. Sie haben denn ohne Zweifel schon einige Rollen memorirt?

Burgh. Ja, o sehr viele! — wenn ich sage viele — das will sagen: ich weiß nicht eine auswendig, aber das ist einerlei; dazu gehört nichts als Gedächtniß.

Direct. Ja weiter nichts.

Burgh. Mit dem bloßen Auswendig-

lernen giebt sich kein Genie ab, und dazu ist ja auch der Souffleur da.

Direct. Der Teufel! Sie sind schon sehr hinter unsre Kunstgriffe gekommen.

Burgh. Ja, es ist kein Wunder; ich habe immer Umgang mit Schauspielern gehabt.

Direct. Umgang?

Burgh. Ja, wenn ich sage Umgang, so will das so viel sagen — ich habe sonst einige zu frisiren gehabt, und da habe ich denn so manches gehört und gesehen.

Direct. Das will ich glauben! Aber des Friseurs erste Pflicht sollte Schweigen seyn.

Burgh. O bewahre! wo sollten sonst die Menge Stadtgeschichten herkommen? —

Direct. Nun, ich rathe Ihnen, mein

Herr, bei Ihrem Metier zu bleiben, und nicht an den Schauspielerstand zu denken.

Burgh. Nicht? — verzeihen Sie gehorsamst — warum nicht? —

Direct. O, aus vielerlei Ursachen!

Burgh. So sagen Sie mir nur eine einzige, mein Herr Director!

Direct. Zum Beispiel eine sehr wichtige —

Burgh. Nun?

Direct. Das erste, was man auf dem Theater fordert, ist die Sprache: Man muß gut Deutsch sprechen — und aufrichtig zu reden — Sie haben einen gewissen Sprachfehler, ein Lispeln, ein Kratzen mit dem R.

Burgh. O das ist nichts! das kommt wie man's gewohnt ist.

Direct. Das ist gewiß.

Burh. Ja, ich will Ihnen sagen, das ist eine Gewohnheit, das giebt sich.

Direct. Das möchte wohl schwerer seyn als Sie glauben.

Burgh. Nun, Sie werden ja sehen! Versuchen Sie's auf ein paar Wochen mit mir.

Direct. Aber Sie begreifen doch, daß ich erst eine Probe von Ihnen sehen muß. — Da Sie sagen, daß Sie keine Rolle auswendig wissen, so muß ich wenigstens eine von Ihnen vorlesen hören.

Burgh. Das — geht nicht an — das kann ich nicht!

Direct. (Heftig) Wie, das können Sie nicht? und Sie wollen sich unterstehen, Schauspieler zu werden?

Burgh. Ja, wenn ich Ihnen sage: ich kann es nicht, so will das so viel sagen: ich

kann es hier nicht, da ich kein Komödienbuch bei mir habe.

Direct. Das ist etwas anders! — nun da kann ich helfen — daran fehlt mir's Gott sey Dank nicht, so lange es so viele Leute in der Welt giebt, die, wenn sie einige Komödien gesehen haben, auch glauben, sie können dergleichen schreiben. — Wenn Sie wollen, so dürfen Sie nur in das Kabinet hier nebenan gehen, da ist meine Theater-Bibliothek; — ich will indessen einige Briefe hier durchlesen. (Er geht an den Tisch.)

Burgh. Ha, schön! das ist mein Leben. A revoir, mein Herr Director (geht hinein.)

Direct. (Ruft ihm nach) Rechter Hand ist die Bibliothek — wählen Sie nur etwas aus, woraus Sie mir einige Stellen vordeklamiren können.

Burgh. (Drinnen) Ah, davon bin ich eben kein großer Freund.

Direct. Wie? Sie sagten mir ja —

Burgh. Ja, wenn ich sagte, daß ich kein großer Freund davon wäre, so will das so viel sagen: ich liebe das Deklamiren sehr, wenn ich zugleich mit agiren kann.

Direct. Aha! So thun Sie das auch, — desto besser! Haben Sie ein Stück gefunden?

Burgh. Ja, ich habe eins in der Hand.

Direct. Wenn Sie auch einige Stellungen probiren wollen — es ist ein Spiegel darinnen.

Burgh. Gut, gut! ich stehe schon davor; ich probire eben eine neue Rolle.

Direct. Und wenn Sie sonst etwas nöthig haben, so dürfen Sie nur schellen.

Burgh. (Mit Bedeutung) Ich habe nichts nöthig, als mich selbst.

Direct. So amüsiren Sie sich! — — Ein ungebildeter Geck, aus dem nichts wird: denn diese Herren glauben, sie wissen schon alles, und brauchen nichts mehr zu lernen. Ich höre jemand kommen — Es ist gewiß mein Theaterschneider. —

---

## Viertes Kapitel.

Ein kleines, buckliches, lahmes Männchen in eine Chenille gehüllt, mit einem kurzen breiten Gesichte, und einem Krückstock in der Hand, hinkt herein. Sein ganzer Anzug spricht von Armseligkeit, sein runder Hut ist vor Alter grau, seine Chenille kahl, kurz und weit, und sein hochrothes Haar giebt ihm das

Ansehn der vollkommenen Häßlichkeit; schon beim Eintreten ist er übertrieben geschmeidig, macht in einem fort Bücklinge und spricht dann wie ein Frosch quakend: Mein Herr! ich bin ihr gehorsamer Diener! Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. — Ich wünsche Ihnen einen schönen guten Morgen! — schönen guten Morgen! —

Direct. Viel auf ein Mal! — Ich bin Ihnen verbunden! — womit kann ich dienen?

Buckl. Mein Herr, ich habe Ihnen nur ein Wort zu sagen — nur ein Wort; wenn Sie mir die Ehre anthun wollen, mich nicht zu unterbrechen, so wird es bald geschehen seyn, bald geschehen seyn.

Direct. Nun, so sagen Sie das Wort, mein Herr (nachspötteind) sagen Sie es! (bey Seite) das ist ein Original von Kerl! ich muß mir einen Spaß mit ihm machen.

Buckl. Mein Herr! ich habe mir sagen lassen! ja, es ist mir zu Ohren gekommen, — es läuft das Gerücht —

Direct. Nun, lassen Sie es nur auch bis zu meinen Ohren laufen.

Buckl. Man hat mir gesagt, daß Sie gesagt hätten —

Direct. Daß Sie mit lauter Sagen nichts sagen —

Buckl. O, Sie belieben zu spaßen! — Ja, ich habe vernommen, daß Sie gesagt haben: Sie wollen ein Theater errichten.

Direct. Ha, endlich! Haben Sie das vernommen?

Buckl. Ja, das hab' ich vernommen, und da ich mich nun gerade ohne Engagement befinde — welches nichts beweis't; denn sehen Sie — Sie sehen wohl, daß man jeden Tag

in den Fall kommen kann, ja, in den Fall kommen kann.

Direct. Ganz sicher ist keiner dagegen!

Buckl. Dahero bin ich gekommen — ja, da bin ich gekommen, Ihnen meine wenigen Talente anzubieten.

Direct. Talente! — Das ist nicht zu verwerfen — In was für einem Fache?

Buckl. O, in allen Fächern, ja in allen Fächern! — Sey es im Trauerspiel oder im Lustspiel — selbst in der Oper — ja in der Oper.

Direct. Singen Sie auch?

Buckl. Au contraire! Mein Herr Director! ich singe nicht. — Ich könnte wol singen, wenn ich wollte; aber ich habe kein Ohr, ja kein Ohr.

Direct. Ei, wo hat man Ihnen denn das abgenommen?

Buckl. O so ist es nicht! Sie belieben mich unrecht zu verstehen! Ich habe Ohren, und tüchtige Ohren; aber Sie verstehen unrecht, und ich will Sie nicht im Irrthum lassen.

Direct. Das ist sehr ehrlich. — Der Herr sind vermuthlich fürs hohe Trauerspiel? — Sie deklamiren?

Buckl. Nein! Ich würde es wohl lieben, das Trauerspiel; aber ich muß Ihnen eine Sache gestehen: ich habe einen etwas falschen Ton in der Höhe; meine Stimme schnappt bisweilen etwas über, ja sie schnappt mir über.

Direct. Ach! das ist Schade! also sind Sie genöthigt, sich mit dem Lustspiele zu begnügen?

Buckl. Mit dem Lustspiel? — Ja es

ist eine ganz artige Spielerei; aber ich gebe nichts drum.

Direct. Wie? Sie singen nicht — Sie deklamiren nicht — Sie spielen nicht im Lustspiel? — Was Teufel thun Sie denn dabei?

Buckl. Was ich thue? Ich blase ein.

Direct. Ah, Sie soufliren?

Soufl. Ja, mein Herr Director, ich soufflire. Und ich kann mich rühmen, besser wie jeder andre — das kann mir niemand nehmen.

Direct. Ich gratulire Ihnen dazu! Ein guter Soufleur ist sehr zu gebrauchen. — Sie können mir also wol von Nutzen seyn; aber ich würde es doch gerne sehn, wenn ich Sie ein wenig näher kennen lernte.

Soufl. Mich kennen lernen? — Ach, nichts ist leichter, ja nichts ist leichter! —

von meiner Taille iſt freilich nicht viel zu ſagen.

Direct. Auch nicht viel zu ſehen.

Soufl. Ja, ich muß mir meine Bruſt warm halten, darum bin ich ganz in den Mantel gehüllt. Aber was thut das? — ob ich ſchön gewachſen bin, oder nicht — ob ich gerade bin oder krumm, das iſt einerlei: wenn ich nur bis ans Loch reiche. — Iſt's nicht wahr?

Direct. Ja, das iſt gerade das rechte Maas!

Soufl. Was meine Beine anbetrift, davon brauche ich Ihnen noch weniger zu ſagen — Was thut das zur Sache? ob ſie einwärts oder auswärts gebogen — ob ſie wie Fiedelbogen, oder wie Stecken ſind — was ein Soufleur zu thun hat, thut er ſitzend.

Direct. Sie haben Recht!

Soufl. Ich weiß nicht, Herr Director! ob Sie nicht meine übrige Bildung so ziemlich leidlich finden, ja, so ziemlich leidlich finden? —

Direct. Oh, sie ist nicht übel!

Soufl. Das thut alles nichts zur Sache; wenn ich auf dem Theater erscheine, sieht mich das Publikum nicht anders als von hinten.

Direct. (Bey Seite) Es verliert auch nichts dabei.

Soufl. Alles, was ich Ihnen sonst von mir sagen kann, bezieht sich auf drei Punkte; Verstand, Auge und Stimme.

Direct. Keine Kleinigkeit.

Soufl. Was den Verstand betrift, so verbietet mir die Bescheidenheit, mehr davon zu sagen, als Sie hören! — Ich habe den Grundsatz, daß man sich niemals in's

Gesicht loben muß, weil eigen Lob, — ja weil eigen Lob — aber, was das Auge anbelangt, so hat gewiß niemand ein schärferes, als ich. Ich lese zwei Verse auf einen Blick. Alle beide Augen sind in Thätigkeit; denn, indem ich mit dem einen aufs Buch sehe, habe ich das andere immer auf den Schauspieler geheftet. Ich beobachte seine Mienen, errathe sein Stocken und schütze ihn vor'm Schweigen, ja, schütze ihn vor'm Schweigen.

Direct. Sie kommen mir vor, wie ein Wegweiser — ein Auge dorthin — eins hierhin.

Soufl. Und wegen der Stimme — ja, wie ich Ihnen gesagt habe, — die ist nicht so recht richtig in der Höhe, aber in der Tiefe habe ich einen schönen Mollton. Und da ich durch einen gewissen Kunstgriff meine Lippen wie ein Sprachrohr gebrauche,

und jeden Ton damit heraushole, so spricht Niemand für den Schauspieler verständlicher, als ich, und die Zuhörer hören mich nicht früher als ihn, ja, hören mich nicht früher als ihn.

Direct. Eine sehr heilsame Tugend.

Soufl. Oft, wenn die Scene im Hintergrunde des Theaters vorgeht, oder der Schauspieler in der Hitze des Affekts, ja, in der Hitze des Affekts, mich nicht hören kann, braucht er mich nur anzusehen, und er kann jede Zeile von der Bewegung meiner Lippen ablesen.

Direct. Der Teufel, das heißt die Kunst aufs Aeußerste treiben!

Soufl. Ich könnte Ihnen noch etwas von meiner Handschrift sagen — der Soufleur schreibt gewöhnlich die Rollen aus und kopirt die Manuscripte — hier sehen Sie eine Probe —

be — (er zieht ein Blatt Papier hervor, und giebts ihm) — Ich habs deswegen zu mir gesteckt. — Sie haben zwei schöne Augen, darauf beziehe ich mich — beziehe ich mich.

Direct. Aber, was haben Sie denn für eine Gewohnheit, die letzten Worte immer zwei Mal zu sagen?

Soufl. Sehen Sie, das hab ich mir vom Souffliren angewöhnt, da muß man immer vieles zwei Mal sagen. — Nun entscheiden Sie, mein Herr Director! Ich erwarte mein Schicksal aus Ihrer Hand — Ich habe mich aufgezehrt, und Sie sehen wol, (auf seinen Anzug zeigend) ja, Sie sehen wol —

Direct. Wenn Ihre Talente der Schilderung entsprechen, die Sie davon machen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie zu engagiren. Sobald mei-

ne Gesellschaft beisammen ist, will ich anfangen, Stücke probiren zu lassen. Soufliren Sie da einmal zur Probe — und wir wollen dann schon weiter sehen. Und damit Sie gleich ungehindert aufs Theater gelassen werden, so nehmen Sie hier ein Entree-Billet, bei dessen Vorzeigung Ihnen die Thüren offen stehen werden. (Er giebt ihm ein Billet.)

Soufl. Ich werde so frei seyn, mich einzufinden. Unterdessen habe ich die Ehre, mich gehorsamst zu empfehlen — ich bin Ihr unterthänigster Diener — ich wünsche Ihnen wohl zu speisen.

Direct. Das wünsche ich Ihnen.

Soufl. Ja, wünsche wohl zu speisen! (Der lahme Einbläser hinkt bey hundert Krazfüßen aus der Thüre.)

„Das ist ein komischer Monsieur!“ sagte Schnellberg, „und wenn er so souflirt,

wie er spricht, mag es lieblich anzuhören und anzusehen seyn!" — (Er besieht die Briefe und liest.) Da sind wol 30 Briefe von Personen, die alle um Engagement schreiben — Aber der Henker kennt sie. — Ich bin schon genug angeführt, und das macht mich jetzt vorsichtig. — Ja, geschrieben ist es leicht: ich spiele alle erste Liebhaber — alle erste Väter — nur keine Spitzbuben — Die ewige Klage! — als müßten die nicht auch gespielt werden; — komische Bediente — dumme Jungen — alle erste Karacterrollen — Ja, immer alle ersten, und wenn man sie kommen läßt, dann heißt's: alle letzten.

## Fünftes Kapitel.

(Es wird gepocht) **Herein!** (ruft Schnellberg.)

Ein Bedienter kommt langsam herein und sieht sich fremd um. Ein langes Pavians-Gesicht mit Toupee, steifen Locken, und einem beinahe auf dem Wirbel befestigten Zopf. Er trägt eine grüne Livree mit blauen Aufschlägen nach der Mode des 17ten Jahrhunderts, dazu trägt er einen Huth mit breiter Tresse, und rothe Beinkleider. Sein Gang ist bäurisch, beide Hände sind in die tiefen Westentaschen gesteckt. Ueberdieß schielt er stark, seine Mundart verräth den Niedersachsen; als er bei Schnellberg steht, öffnet er den Mund mit einem: Diener, Herr!

**Direct.** Was bringt er, Freund?

**Bedient.** Da ist ein Briefchen, Herr!

Direct. Zeig' er her! — (liest, bei Seite) Nun, das ist doch wenigstens gewissenhaft. — (laut) Ich bin neugierig, den Schreiber dieses Briefes kennen zu lernen.

Bed. Mein Herr hat ihn selber geschrieben; er braucht keinen Schreiber.

Direct. Nun, darum will ich ihn kennen lernen. Sag Er also Seinem Herrn, daß, wenn er mir das Vergnügen machen will, zu mir zu kommen — wir uns mit einander besprechen wollten. — (Bedienter bleibt stehen) Hört Er nicht, Freund?

Bed. spricht der Herr mit mir?

Direct. Mit wem sonst? Er soll dem Herrn sagen der Ihn schickt, daß er mich besuchen möchte. — Aber sag Er mir doch, mein Freund, wer ist denn Sein Herr? was thut er?

Bed. Herr! ich hab Ihnen ein Briefchen gebracht — ich will eine Antwort haben.

Direct. Nun, ich hab sie Ihm gesagt.

Bed. Ich verstehe nicht!

Direct. Ich frage Ihn, wer der ist, der Ihn schickt? Was Er treibt?

Bed. Ich versteh noch nicht.

Direct. Ist Er taub, mein Freund? oder versteht Er kein Deutsch?

Bed. Schreiben! schreiben!

Direct. Ah, Er schreibt! — Ist Er ein Gelehrter? ein Professor? ein Secretair?

Bed. Schreiben, Herr! schreiben:

Direct. (Bei Seite) Das ist ein Esel! er versteht kein Wort. (laut) Nun, sag Er Seinem Herrn, er soll mich besuchen — wir wollen uns dann schon vergleichen.

Bed. Aber hört denn der Herr nicht? ich muß eine Antwort haben.

Direct. Aber, zum Teufel! hört denn

der Herr nicht? ist Er denn betrunken? ich habe sie Ihm ja schon zwanzigmal gesagt.

Bed. Schreiben. (Er setzt sich, nimmt eine Düte mit Schnupftaback aus der Tasche und schnupft. Nach einer Weile nies't er; in der Taubheit glaubt er, Schnellberg habe ihm ein Prosit! gerufen und sagt gravitätisch:) Ich bedanke mich, Herr!

Direct. Warte, ich will dir die Thüre auf die Nase schreiben. — Das ist lustig! Ihr seyd familiär.

Bed. Schreibe der Herr! ich will warten.

Direct. Wo zum Teufel hat man solch einen Bedienten aufgetrieben? (heftig) Hört Ihr denn gar nicht?

Bed. (Schreit auch) Meint der Herr, daß ich taub bin? —

Direct. Das ist ein Rindvieh! — ich muß ihm nur ein Billet mitgeben, und dann

forttreiben. (setzt sich und schreibt, dann giebt er ihm das Billet) Nun, hier! damit packt Euch! —

Bed. (Geht und kommt wieder) Herr!

Direct. Nun, was ist noch? (nachspöttelnd) Noch einmal schreiben?

Bed. Der Herr agirt Comödie?

Direct. Was wird da herauskommen?

Bed. Ich kann auch agiren. Wenn mich der Herr gut bezahlt, will ich ihm spielen, daß es eine Art haben soll.

Direct. Wie, ich glaube, Er will auch Schauspieler werden?

Bed. Warum nicht?

Direct. Ei, so marschire Er! (stößt ihn an die Thür) Solche Geschöpfe braucht man nicht.

Bed. (Mit selbstgefälligem Lächeln) Herr! ich kann auf dem Horn blasen.

Direct. Vermuthlich auf dem Kuhhorn! Wird Er gehn! (Er stößt ihn.)

Bed. (Dreht sich wieder) Ich kann auch ein wenig die Baßgeige streichen.

Direct. Ei, so streich Dich hinweg! Fort, fort! (stößt ihn nach der Thüre zu.)

Lachend dreht der Gestoßene sich noch einige Male um, ehe er den Ausgang erreicht, und selbst, da er schon hinaus ist, tritt er noch ein Mal wieder zurück, und kopirt die Instrumente, die er nach seiner Versicherung spielt, mit einem hellen, wiederhallenden Terdeng! Terdeng, Terdeng, deng, deng! und Br, bum, Br, bum, bum, bum, bum: Schnellberg läuft im Zorn hinter ihn her bis an die Hausthür, aber er muß dennoch über das Komische des Auftrittes lachen. „Nun,“ spricht er, als er wieder in seinem Zimmer ist, „Nun, das war ein schönes Subject! wenn der Herr so ist, wie der Diener, würde es eine allerliebste Acquisition seyn! — Sein

Brief ist wenigstens besonders genug! — (liest ihn) „Hätte mir die Natur einen eben „so großen Körper verliehen, als meine Lust „zum Komödienspielen ist, und wäre ich mei„ne reichlichen sechs Schuh lang, so würde „ich mich in das Fach der Helden werfen, „und so das Glänzendste und Dankbarste „wählen; aber so bin ich nicht viel größer „als ein türkischer Weizenhalm, ich habe „kaum 4 Schuh von der Erde, das bestimmt „mich also für die komischen Rollen, — und „ich biete hiermit meine Mittelmäßigkeit an. „Ich habe übrigens eine Sammlung von gu„tem Willen, Menschenverstand und Gedächtniß mit einer Quantität guter Laune, und eine außerordentliche Begierde, mich auf andrer „Leute Kosten lustig zu machen. — Da ich nun „weiß, daß Sie nicht gerne die Katze im „Sack kaufen, so schlage ich Ihnen selbst vor,

„mich erst zu probiren, ehe Sie einen Con„tract schließen. Wir wollen sodann des Han„dels einig werden. Ich habe die Ehre ꝛc. —

---

## Sechstes Kapitel.

Eine neue Erscheinung unterbricht ihn. Ein betrunkener, ältlicher Mann taumelt herein. Er kann kaum auf den Füßen stehen. Sein Gesicht ist feuerroth, und angeschwollen vom überflüßigen Trunk; der Zopf seiner gepuderten Perrücke hängt ihm über das Ohr. Er scheint ein Handwerker zu seyn, stützt sich auf sein spanisch Rohr, und lallt mit dumpfem Bierbaßtone: — „Gehorsamer Diener — von Ihnen?" —

Direct. Was ist das für eine Figur? — Was wollen Sie, mein Herr?

D. Mann. Mein Herr Director, ich komme gegangen —

Direct. Sie kommen vielmehr gefallen.

D. Mann. Lassen Sie sich dienen — ich kanns unmöglich ertragen.

Direct. All den Wein den Er getrunken.

D. Mann. Kein Quart — aber — von der verfluchten Aergerniß — ich habe —

Direct. Den Verstand verlohren?

D. Mann. Nein — alle meine Lustigkeit — sonst, ha! sonst hätten Sie mich sehen sollen — da war ich ganz anders lustig; — da gings recht — juchhe! (schwingt den Hut und setzt ihn wieder auf.)

Direct. Noch ärger?

D. Mann. Aber jezt — jezt ists aus — rein aus!

Direct. Die Flasche Wein?

D. Mann. Nein — ja — die ist auch aus — doch, die kann man wieder füllen lassen — aber, nein — ich halte mich kaum mehr.

Direct. Vor Betrunkenheit?

D. Mann. O bewahre, vor Gram und Verdruß.

Direct. Vor Gram? — Nun, der äußert sich bei Ihm ganz besonders.

D. Mann. Ja, mein Herr Director? — ich habe viel häuslichen Verdruß — ich habe eine Magd — die mich bestiehlt.

Direct. Wenn Er immer so ist, macht Er's ihr leicht.

D. Mann. Sie zieht mich immer rein aus.

Direct. Ganz natürlich, weil Er selbst nicht kann.

D. Mann. Das ist aber nichts — das! Ich habe eine Frau — eine Frau hab

ich — die ist meine Hölle — die ist der Teufel selbst.

Direct. Er glaubt doch an den Teufel.

D. Mann. Ei — ein böses Weib lehrts einem schon! — O, Herr Director — Es ist so ein Stück von einer ehemaligen Französin — wie sie noch jung war — da war sie auch schon ein böser Drache — aber da gings noch — da kam ich noch mit ihr aus — denn sehen Sie — ich war auch noch jung — aber jezt ist sie alt — und ich auch — jezt kann sie mich nicht mehr leiden — jezt zankt sie über alles mit mir.

Direct. Nun, sie mag so Unrecht eben nicht haben.

D. Mann. Da hab ich nun einen einzigen Trost — und das ist: manchmal so ein Schlückchen zu trinken — mit Mäßigung versteht sich! — (fällt beinahe.)

Direct. Ja, das seh ich!

D. Mann. Ich weiß nicht, mein Herr, wie sie es macht — ich kann kein Glas Wein ausleeren, ohne daß sie's merkt.

Direct. Da braucht sie keine Hexenmeisterin zu seyn, das findet sich wol.

D. Mann. O! es ist ein Teufelsweib! — Sehen Sie, Herr, zum Exempel heute — man kann mir's gewiß nicht ansehen, daß ich getrunken habe — und doch — sollten Sie wol glauben? — ich getraue mich — hol mich der Teufel! — nicht nach Hause — so wie sie mich nur riechen würde — vollführte sie gewiß einen Teufels-Spektakel — ich glaube — sie würfe mich zum Hause hinaus — und ich habe doch gewiß nicht den mindesten Weingeruch an mir — Sehen Sie — (er haucht ihn an.)

Direct. (fährt zurück.) Pah! drei Schritte zurück — bitte ich!

D. Mann. Nein — es war blos — um Sie selbst urtheilen zu lassen.

Direct. O, ich habe genug.

D. Mann. Ah — das ist noch nichts — das — was ich Ihnen da gesagt habe, betrifft blos meine Leidenschaft — aber, was ich Ihnen jezt sagen werde, geht meine Ehre an.

Direct. Das wird ernsthaft! — Aber, mein Herr! es ist doch unbesonnen, Sachen von solcher Wichtigkeit Leuten anzuvertrauen, die man nicht kennt. — Ich bitte Sie daher, mich damit zu verschonen.

D. Mann. Verzeihen Sie — mein Herr Director — ich kenne Sie recht gut —

Direct. Aber die Sachen gehn mich nichts an.

D. Mann.

D. Mann. O ja! wol gehn sie Sie an — sie können Sie angehn.

Direct. Nun, da wäre ich doch neugierig! Sprechen Sie.

D. Mann. Primo — zum ersten — mein Herr Director, müssen Sie wissen — bin ich der Herr Burgheim, Bürger und Einwohner allhier und seit 25 Jahren schon etablirt.

Direct. Und Ihr Metier?

Burgh. Ich habe eine Boutique unter den Lauben — und lasse den Leutchen — die keine Haare haben — welche machen — von Pferden — Ziegen — Böcken, wie's kommt — wie man will.

Direct. Ah so!

Burgh. Ja, mein Herr Director — ich bin jezt alle Schulen durch — und dieses

Quartal Oberälteſter unſerer löblichen Kunſt-Innung geworden.

Direct. Eine löbliche Wahl!

Burgh. Ich bin ein Mann, comme il faut — aber ich habe einen Sohn — einen Sohn hab' ich — der iſt ein Taugenichts.

Direct (Spöttiſch) Das ſollte man nicht denken.

Burgh. Sollten Sie glauben, Herr: daß der verdammte Junge niemals mein Metier hat lernen wollen? und es fehlt ihm doch gewiß nicht an Kopf. — Da hat er ſich einfallen laſſen, den Wildfang zu machen — geht da durch die Straßen in einem Windbeutelrock und läßt ſich den ſchönen Karl nennen.

Direct. Aha!

Burgh. Ja, anstatt sich wie sein Vater Eustachius zu nennen; ist das nicht gottlos, mein Herr?

Direct. Ganz gewiß! Aber wie? Er ist der Vater von dem jungen Menschen? er trägt einen kurzen Rock?

Burgh. Ja Herr, ich bin sein eigner Vater.

Direct. In der That, ich sah ihn auch gleich darauf an, und fand so viel Aehnlichkeit —

Burgh. Ganz natürlich — Sehen Sie nur mein lieber Freund! ich weiß, daß er hergegangen ist, zu Ihnen — und daß er Komödiant werden will — und da bin ich hergekommen —

Direct. Doch nicht, sich selbst zu engagiren? — Er müßte denn die Betrunkenen spielen wollen.

Burgh. O, die wollte ich gewiß en maitre ſpielen! ich habe Naturell dazu — und ich wollte Ihnen verſprechen — daß ich immer in meiner Rolle bleiben wollte. — Nicht, mein lieber cher ami?

Direct. Das glaub ich! das glaub ich! — Er will alſo ſeinen Sohn hier aufſuchen?

Burgh. Ja, und ihm tüchtig den Text leſen. — Wo iſt er?

Direct. (Bey Seite) Ich will mir den Spaß machen, und ſie zuſamen laſſen. (laut) Mein Freund, geh Er nur hier in dieſes Zimmer, da wird Er ihn finden.

Burgh. Ja? hier? — Gut, gut! (Geht an die unrechte Thür.)

Direct. Hier nicht, dort hinein. (Führt ihn an die rechte Thür.)

Burgh. Ich will dir den Text leſen — du ſollſt dich verwundern. (Er taumelt hinein.)

Direct. Ich muß doch hören, wie sie sich bewillkommnen. (Er hält das Nebenzimmer etwas offen — man hört darin folgende Stimmen:)

Sohn. Wie? Sie sinds, Vater? — Seyn Sie gehorsamst willkommen. —

Vater. Ja, ich bins, Schlingel, und treffe dich hier —

Sohn. Ih! kennen Sie denn den Herrn Director auch?

Vater. Gottloser Bube! hast du keine Scham und Schande?

Sohn. Aber mein Vater — (eine Ohrfeige schallt heraus.)

Vater. Halt's Maul! ich glaubs nicht daß ichs bin — kanns nicht seyn — du bist ganz aus der Art geschlagen!

Direct. Das kommt zum Ernst! — Mit der Manier werde ich sie vielleicht beide

los — wenigstens führt sogleich eine Thüre ins Vorzimmer. — (Er lacht und macht die Thüre zu) — Ich möchte wol wissen, welcher der größte Narr von den beiden ist. — Nun, sie mögen sich immer noch ein wenig die Wahrheit sagen. — Ich will indessen doch einen von den Briefen beantworten. (setzt sich und liest einen Brief) Worauf antworte ich denn zuerst? — Der fängt schön an! — (liest) „Entschuldigen Sie ein armes Mädchen — die Stimme stockt mir, die Hand zittert — Wenn „Sie mich so sehen sollten, in dem Zustande, „in den man mich versetzt hat — mit einem „hülflosen, kleinem Geschöpf." — Ha! eine schöne Verzweifelnde! — — Ein trefflicher Ruf zum Theater — laß doch sehen, was sie denn eigentlich für ein Fach haben will? — Hm, hm! — „Ich bin 18 Jahr alt." — Das Alter ist gut! — und schon ein hülfloses

Geschöpf? — hm, hm! — „Ich habe einen „vortrefflichen Wuchs," — Ja, das muß seyn! — „ein einnehmendes Gesicht, vorzüg„lich wenn ich bei guter Laune bin," — (spöttisch) Das unschuldige Täubchen hat also auch Laune? — Ja es kann nicht fehlen — die muß ich engagiren! — „ich spiele die „naiven, unschuldigen Rollen — Agnesen." — Es versteht sich, meine liebe Unschuldige, mit dem kleinen hülflosen Geschöpf! — O, sie hat ein gut Gewissen! — Nun, ich bin ihrer Unschuld ergebenster Diener! —

---

## Siebentes Kapitel.

Es schien heute ein ärgerlicher Tag zu seyn. Schon waren mehrere Narren hier gewesen. Der Brief, den er jetzt mit Zorn auf

den Tisch warf, konnte seinen Unmuth auch nicht mindern, und siehe, eben tritt wieder eine Karrikatur in die Thüre. Ein großes, ältliches Frauenzimmer macht ihre ersten Knickse. Schnellberg sieht zurück und runzelt die Stirne. Madame, mit einer schwarzen Kappe über den weißgepuderten und frisirten Kopf, in altfränkischer, bürgerlicher Tracht, langen schwarzen Zeugmantel, und einen Sommerschirm affectirt in der Hand tragend, nähert sich und stammelt so unausstehlich stark, daß der Director sich abwendet und — O, weh! — für sich sagt.

Madame. Avec permission! Sind Sie nicht — Mos — Monsieur Schnellberg? (Sie spricht den Namen falsch aus.)

Direct. Ja, Madame, zu Ihren Diensten!

Mad. O Monsieur Schnellberg! — ich embras — embrassire Ihre Kniee.

Direct. (Tritt zurück) Madame — was thun Sie? Was soll ich?

Mad. Ich verlaß mich auf Ihr Grace —

Direct. Worin denn?

Mad. (Einfallend) Haben Sie Mitleiden mit mir!

Direct. Aber sagen Sie nur — sprechen Sie —

Mad. Ach, ich kann vor Weinen nicht!

Direct. Das ist wieder eine Närrin anderer Art.

Mad. Ah Monsieur — Sie können trocknen meine Thränen. —

Direct. Von Herzen gern. (Giebt ihr ein Schnupftuch.)

Mad. Sie badiniren noch? — und ich bin so voll Chagrin —

Direct. Nein, nein, nennen Sie mir ihn nur!

Mad. Ach, geben Sie mir den Abschied für meinen Sohn!

Direct. Wohl gar die Mutter?

Mad. Oui, Monsieur le Capitaine! das bin ich! die malheureuse Mutter von einem malheureusen Sohn!

Direct. Sie nennt mich Kapitain?

Mad. Oui, Monsieur! Mein Sohn — ich hatte ein klein Querelle mit ihm wegen seiner Libertinage — und da hat er gedroht, sich zu engagiren. — Ich hab' Ihren Namen erfahren — mon Capitaine — und bin gekommen — ihn wieder loszubitten — loszukaufen — wenn's seyn muß — von die Militair. —

Direct. Ich sehe Sie sind in einem Irrthum, liebe Madame. Bei mir engagirt man sich nicht zum Soldaten — ich engagire blos Schauspieler.

Mad. Ah! pour la Comédie? — O mon Dieu, encore plus miserable!

Direct. Schön!

Mad. Ah, wo ist er? où est mon fils? pour la Commédie?

Direct. Ich vermuthe etwas! — wahrscheinlich sind Sie die Mutter von einem jungen Herrn —

Mad. Oui Monsieur.

Direct. In einem kurzen Kleide?

Mad. Oui Monsieur.

Direct. Er nennt sich Burgheim.

Mad. Oui, oui Monsieur! Burgheim! so heißt mein Mari allemand, — und seitdem ich ihn hab', muß ich auch tragen den

Mad. Sie badiniren noch? — und ich bin so voll Chagrin —

Direct. Nein, nein, nennen Sie mir ihn nur!

Mad. Ach, geben Sie mir den Abschied für meinen Sohn!

Direct. Wohl gar die Mutter?

Mad. Oui, Monsieur le Capitaine! das bin ich! die malheureuse Mutter von einem malheureusen Sohn!

Direct. Sie nennt mich Kapitain?

Mad. Oui, Monsieur! Mein Sohn — ich hatte ein klein Querelle mit ihm wegen seiner Libertinage — und da hat er gedroht, sich zu engagiren. — Ich hab' Ihren Namen erfahren — mon Capitaine — und bin gekommen — ihn wieder loszubitten — loszukaufen — wenn's seyn muß — von die Militair. —

Direct. Ich sehe Sie sind in einem Irrthum, liebe Madame. Bei mir engagirt man sich nicht zum Soldaten — ich engagire blos Schauspieler.

Mad. Ah! pour la Comédie? — O mon Dieu, encore plus miserable!

Direct. Schön!

Mad. Ah, wo ist er? où est mon fils? pour la Commédie?

Direct. Ich vermuthe etwas! — wahrscheinlich sind Sie die Mutter von einem jungen Herrn —

Mad. Oui Monsieur.

Direct. In einem kurzen Kleide?

Mad. Oui Monsieur.

Direct. Er nennt sich Burgheim.

Mad. Oui, oui Monsieur! Burgheim! so heißt mein Mari allemand, — und seitdem ich ihn hab', muß ich auch tragen den

häßlichen Namen. — Er ist ein charmant garçon, mon fils! er sieht mir sehr ähnlich, er hat so ein — je ne sais quoi —

Direct. Wirklich, er gleicht Ihnen vollkommen! Nun, Sie werden beide hier drinnen treffen.

Mad. Comment? — aussi mon Mari! — o weh! auch mein Mann! — der besoffene Coquin!

Direct. Ja, Sie werden ihn völlig in seinem Character finden!

Mad. Ich werd' ihm die Augen auskratzen.

Direct. O, die Mühe geben Sie sich nicht!

Mad. Oui, oui, laissez moi! — ich will ihm die Augen auskratzen, ce vilain coquin là. (Geht hinein.)

Direct. Das wird schön werden (horcht

an der Thüre. Man hört jezt im Cabinet folgende Stimmen:)

Mutter. Comment? — Ca — Ca — Canailles!

Sohn. Da sind Sie ja!

Vater. Ho! Frau! wo kömmst denn du her! — was willst du hier?

Sohn. Wie, liebe Mutter? Sie kommen ganz im Zorn?

Mutter. Ah Monsieur? le vaurien! Ich will ihn ins Zuchthaus engagiren — und du Saufaus —

Vater. Sapperment, Frau! halt's Maul — oder ich — ich laß mir von frischem einschenken, und trinke mir ein Räuschchen.

Mutter. Le voila! und er kann schon jezt kaum mehr auf den Beinen stehen — ce maudit ivrogne! (man hört mit dem Fächer schlagen.)

Vater. Was? ich habe heute kaum meine Lippen naß gemacht.

Direct. (Er macht die Thüre zu.) Nun, sie mögen es mit einander ausmachen! — Das ist die drolligste Zusammenkunft, die es geben kann; hier fehlt niemand als der taube Bediente. — Wo doch aber auch mein Bedienter bleibt? — kein Mensch läßt sich sehen — und den ganzen Morgen so viele Leute. — Ich muß nur einmal sehen — (will nach der Thüre.)

---

## Achtes Kapitel.

Da tritt ihm ein Schwarzrock mit runder Perrücke, einem zuckersüßen Gesichtchen und kleinen schmachtenden blinzenden Augen entgegen. „Der Teufel" flucht Schnellberg

für sich, und wird vom Schwarzrock wieder bis zum Tisch komplimentirt, wo Jener süßlispelnd beginnt: Mein Herr, ich küsse die Hand.

Direct. Wer sind Sie?

D. Schwarzr. Der Magister Aesthe-ticus.

Direct. Wieder ein neuer Narr! — Mein Herr, was befehlen Sie?

Magist. Mein Herr, ich habe eine Verwandte hieher begleitet — ich warte unten im Wagen — ich warte und warte, — sie kommt nicht wieder.

Direct. Sie suchen Madam Burg-heim?

Magist. Ja, sie sagte mir, ihr Sohn hätte sich beim Militär engagirt — und da ich ein Verwandter bin, so mögte ich mitkom-men und ihn losbitten helfen.

Direct. Mein Herr, Ihre Frau Tante hat sich geirrt, ich bin nicht vom Militair, sondern ich bin Schauspiel-Director — und Ihr Vetter ist noch nicht engagirt.

Magist. So? Sie Schauspiel-Director — Es ist eine allerliebste Sache ums Schauspiel — erfordert sehr viele Talente O! — es ist eine meiner Haupt-Leidenschaften, das Theater.

Direct. Sie lieben das Theater?

Magist. Bis zur Abgötterei — Ich habe mir seit einiger Zeit ein eigenes Studium daraus gemacht.

Direct. In welcher Gattung?

Magist. In aller.

Direct. Spielen Sie selbst, oder schreiben Sie Stücke?

Magist. Mein Herr Director! — ich

ich würde mit Vergnügen selbst Comödie spielen; aber ich habe so heftige Leidenschaften, und so schwache Nerven, daß sie das Feuer meiner Empfindungen nicht ausstehen würden. Sie sind so zart, so fein, daß ich fürchte, eine scharfe Ausrufung des Schmerzes, oder der Freude, oder der Liebe, zerrisse sie mir einmal.

Direct. Sie schreiben also?

Magist. Ich würde mich wol aufs Stückemachen legen; — aber unglücklicher Weise ist alles schon bearbeitet, — kein Stoff — kein Charakter ist mehr unbenutzt. Moliere, Shakespear, Lessing, Iffland, Kotzebue, Schiller, haben uns alles weggenommen, und wenn ich von ohngefähr eine gleiche Materie träfe, so würde man sagen, ich hätte die Herren bestohlen.

Direct. Dann wären Sie nicht der Einzige.

Magist. Ich lasse also lieber Andre schreiben, und kritisire.

Direct. Aber die Welt wird dabey verlieren.

Magist. Ohne Zweifel! — aber, um sie zu entschädigen, und das Verdienst der Neuheit zu behaupten, habe ich ein ganz eigenes Studium gewählt.

Direct. Und das wäre? —

Magist. Das ist die Pantomime.

Direct. Auch das Feld ist schon bearbeitet — beinahe abgemäht.

Magist. Thut nichts! ich besäe es von Neuem, und es soll ganz neue Früchte tragen. Ich will alle Gedanken, alle Empfindungen der menschlichen Seele durch Zeichen ausdrücken. Ich habe alles durchgelesen, was Alte und Neue über die Pantomime geschrieben haben, habe die Schauplätze, die ihr noch ge-

widmet sind, besucht, und ein Werk darüber geschrieben, worüber man staunen soll, und welches ich auf Pränumeration allen Theatern im Manuscript mittheilen werde.

Direct. Ich fürchte, Sie werden ganz eignes Papier dazu müssen machen lassen, um all' die tausendfachen Empfindungen der menschlichen Seele mit Bildern anzudeuten.

Magist. Wenn Sie erlauben, will ich ein Exemplar für Sie zurückbehalten.

Direct. Sehr verbunden. Nur fürchte ich, daß, wenn meine Schauspieler sich darnach bilden wollten, sie keine Zeit haben würden, die Rollen zu lernen.

Magist. Um Ihnen eine Idee zu machen —

Direct. Aber Sie vergessen Ihre Tante und Ihren Vetter.

Magist. O, die Kunst geht mir über

alles! — Ja, um Ihnen eine Idee zu machen, erlauben Sie mir einige Stellen auf meine pantomimische Art herzusagen.

Direct. Wenn es Sie nicht zu sehr ermüdet.

Magist. (Stellt sich in Positur.) Stellen Sie sich vor, mein lieber Herr Director, Sie hätten zwei Armeen vor sich — die Generale hielten an der Spitze ihrer Truppen; — ich nehme an, sie sollen ihre Wuth gegen einander schildern. — Setzen Sie Ihr linkes Bein zurück — stecken Sie Ihre zwei Hände in die linke Tasche, und drehen Sie Ihren Kopf rechts — mit einem wilden Blick — sehen Sie — so! (macht's ihm vor) Sie schlagen — einer der beiden Feldherrn ist geschlagen — drücken Sie mir die Verzweiflung aus — schlagen Sie sich mit der rechten geballten Faust aufs Herz — bedecken Sie mit der linken die Stir-

ne — beugen Sie den Kopf rückwärts — die Augen geschlossen, und die Schultern gehoben. — So! (er machts) Bei dieser Bewegung fällt ihm der Helm vom Kopf. — Sein Haar wallt den Rücken herab — der Sieger erkennt in ihm seinen Bruder — Schildern Sie jezt dessen Erstaunen, mein Herr Director! — wenden Sie sich schnell auf die linke Seite — breiten Sie Ihre Arme aus, und bleiben mit dem offenen Munde stehen — Sehen Sie — Ha! (er macht die Pantomime mit weit offenem Munde) Ha! — der Andere erkennt ihn auch — verzeiht ihm seine Besiegung — versichert ihn seiner Liebe — die Natur siegt über den Stolz — beide Hände aufs Herz — die Schultern hoch — den Kopf sanft auf die Seite — den Körper schwebend, etwas in die Luft, und bloß auf den Fußzehen gestützt — hier! (er machts.)

nicht vielleicht Ihr eignes Gewissen Ihrem Namen dazu borgte.

Magist. Mein Herr! das war beleidigend — ich habe noch kein Engagement bei Ihnen gesucht. (Will gehen.)

Direct. Aber Ihre Tante —

Magist. O, sie mag allein fahren. (Drückt spöttelnde Verachtung aus, und geht schnell nach der Thüre, kommt aber gleich wieder und sagt ihm laut in die Ohren:) Das war blos, Ihnen das Gefühl des Beleidigtseyns auszudrücken (Er eilt fort.)

---

## Neuntes Kapitel.

Lachend sagte Schnellberg: „Ich glaube, wenn's dem einfiele, einem mit der Hand ins Gesicht zu schlagen — er thät es, blos, um

seine Stärke in der Pantomime zu zeigen! — Der Tag scheint ordentlich dazu bestimmt, daß mich Original-Narren aufsuchen — Was das wieder für ein Steckenpferd war, das dieser ritt! — einer galoppirt immer stärker darauf als der andere. — Aber ich höre nichts mehr von meiner zänkischen Familie, ich muß doch sehen! — (er öffnet die Thür) Was? sie ist fort? — Ah — sie werden in den Garten gegangen seyn! — ich muß sie doch nun bald verabschieden."

(Indem er dahin, wo die Familie sich befindet, gehen will, stürmt wieder ein Hanshasenfuß zur Thür herein. Ein Mensch mit einem wilden Gesicht und schwarzen struppigtem Haare; eine pommersche, dauerhafte Figur, mit einer modernen, kurzen Chenille mit unmäßig großem Kragen bekleidet; auf dem Kopfe trägt er eine grüne lederne Kappe, und

in der Hand einen kurzen Knotenstock. Er stützt sich an der Thüre auf seinen Stock und sieht von dort wild und trotzig nach Schnellberg herüber. Jezt wird es diesem zu viel, mit gerunzelter Stirn fragt er sich:) „Was will der Mensch?“ —

„Was ist das für eine Manier, mich im Vorzimmer stehen zu lassen?“ begann der Fremde im Baßton, geschwinder als der Sturmwind und hart zu schreien.

Direct. Wer sind Sie, mein Herr?

Fremder. Ich bin der Theaterdichter Schlegemaul.

Direct. (leise) Der Kerl ist verrückt. (laut) Ueber wen beklagen Sie sich? wen suchen Sie?

Theaterd. Alle Götter! Meine Muse, die Madame Burgheim, sie ist hierher

gefahren und kömmt nicht wieder zurück, und ich muß warten wie ein Narr.

Direct. Haben Sie Geduld, sie wird gleich kommen.

Theaterd. Es hat sich was zu gedulden, ich habe ein großes Trauerspiel in der Arbeit, und meine Hunde haben zu Hause nichts zu fressen, stellen Sie sich an ihre Stelle. Müssen die armen Thiere nicht fressen?

Direct. Sie haben Recht! ich will die Muhme suchen; (er geht in das Kabinet)

(Von innen) Was Teufel! sie sind über alle Berge.

Theaterd. Sagt' ich's doch!

Direct. Sie müssen durch den Garten zur Hinterthür hinausgegangen seyn, ich sehe und höre sie nicht

Theaterd. So! meine Muhme ist

in der Hand einen kurzen Knotenstock. Er stützt sich an der Thüre auf seinen Stock und sieht von dort wild und trotzig nach Schnellberg herüber. Jezt wird es diesem zu viel, mit gerunzelter Stirn fragt er sich:) „Was will der Mensch?“ —

„Was ist das für eine Manier, mich im Vorzimmer stehen zu lassen?“ begann der Fremde im Baßton, geschwinder als der Sturmwind und hart zu schreien.

Direct. Wer sind Sie, mein Herr?

Fremder. Ich bin der Theaterdichter Schlegemaul.

Direct. (Leise) Der Kerl ist verrückt. (Laut) Ueber wen beklagen Sie sich? wen suchen Sie?

Theaterd. Alle Götter! Meine Muße me, die Madame Burgheim, sie ist hierher

gefahren und kömmt nicht wieder zurück, und ich muß warten wie ein Narr.

Direct. Haben Sie Geduld, sie wird gleich kommen.

Theaterd. Es hat sich was zu gedulden, ich habe ein großes Trauerspiel in der Arbeit, und meine Hunde haben zu Hause nichts zu fressen, stellen Sie sich an ihre Stelle. Müssen die armen Thiere nicht fressen?

Direct. Sie haben Recht! ich will die Muhme suchen; (er geht in das Kabinet)

(Von innen) Was Teufel! sie sind über alle Berge.

Theaterd. Sagt' ich's doch!

Direct. Sie müssen durch den Garten zur Hinterthür hinausgegangen seyn, ich sehe und höre sie nicht

Theaterd. So! meine Muhme ist

noch in Ihrem Hause, ich verlange sie von Ihnen.

Direct. Wie? von mir?

Theaterd. Ja! Sie haben schändliche Absichten mit meiner Muhme, Sie haben sie versteckt, Sie wollen sie verführen.

Direct. Mein Herr! —

Theaterd. Und ist sie fort, so ist es Ihre Schuld. Warum lassen Sie die Leute entwischen? Warum haben Sie eine Hinterthür im Hause?

Direct. Sie sind toll!

Theaterd. Kurz, Sie schaffen mir meine Muhme, oder Sie engagiren mich bei Ihrer Bühne.

Direct. Als was?

Theaterd. Als Schauspieldichter, nebenher spiele ich Helden.

Direct. Ja, grob genug sind Sie dazu.

Theaterd. Geben Sie mir die Muhme oder Engagement, das ist was ich will.

Direct. Was ich aber nicht will.

Theaterd. Engagement, Herr! (er droht mit dem Stocke.)

Direct. Nein Herr.

Theaterd. Das ist das Kürzeste.

Direct. Das Kürzeste ist, daß Sie sich zur Thür hinauspacken, sonst rufe ich meine Leute und —

Theaterd. Das will ich doch sehen, ob man einen Gelehrten hinauswerfen kann.

Direct. O, Sie wären der Erste nicht.

Theaterd. Und Sie nicht der Erste, der Prügel bekommen hätte.

Direct. (Ruft) Auguſt, Leopold!

Theaterd. Ja, rufen Sie Bediente, Stubenmädchen und Kellerjungen dazu; ich mache mir aus allen nichts, ich will Ihnen zei-

gen, was ein Gelehrter kann, wenn er in Hitze gebracht ist; ich bin hitzig und stark.

Direct. Betrunken, grob und toll.

Theaterd. Mein Herr! es ist unter meiner Würde, mich mit Ihnen herumzuzanken oder gar zu schlagen, das finde ich eben; aber ich gehe zum Commissair, der wird ganz anders mit dem Herrn herumspringen.

Direct. Ich werde das erwarten. Sie aber gehn jezt Ihrer Wege. (Führt ihn zur Thüre.)

Theaterd. Was, einen Gelehrten aus der Thüre zu werfen? — Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum! Sie sind verlohren! (stürmt fort.)

Direct. Das ist ein Flegel von einem Kerl! — Es geht doch nichts über die Grobheit eines Gelehrten. — Und wo alle meine Leute bleiben? — ich schreie und rufe mich

bald heiser — niemand kömmt — niemand hört — müssen sie denn alle auf einmal weglaufen? — (ruft) He! ich werde sie am Ende nur selbst holen müssen! — (will gehen, da tritt eben wieder ein Besuch ein.)

---

## Zehntes Kapitel.

(Ein dicker, dicker Mann mit einer rothen Nase, Allonge-Perrücke, und einen kleinen dreizackigen Tressenhut darauf gestürzt, im weiten braunrothen Mantel gewickelt, affectirte Würde im Blick; schwerfälligen Anstandes macht er zwey Schritte, und bleibt dort husstend stehen. Schnellberg stampft mit dem Fuße, ungeduldig über die Visiten der Narren, den Boden. Nun fängt der Dicke mit einem

Tone, der aus einem Keller zu kommen scheint und fettig glatt ist, zu reden an.) — Was ist das, mein Herr? Man hat wider Sie eine Klage bey mir eingebracht.

Direct. Sie sind ohne Zweifel der Herr Commissair.

Dicker. Commissarius sum!

Direct. Also Klage wider mich? und worüber?

Kommiss. O, über mancherley, mein Herr! Eine Actio injuriarum.

Direct. Wie? Sie hören auf die Klage eines unverständigen Dichterlings?

Kommiss. Das ist's nicht allein! — Er hat Sie zwar auch verklagt, aber es betrifft noch eine weit wichtigere Causam.

Direct. Das kann ich kaum glauben, mein Herr Kommissarius.

Kommiss. Silentium, mein Herr! Si-

lentium

lentium! Einer Persona judiciali müssen Sie immer glauben.

Direct. Aber ich wüßte nicht. —

Kommiss. Sie treiben negotia pessissima — Sie verführen filias familias — verleiten Sie zur Artem histrionum, das will heißen: Sie verleiten sie zum diabolischen Komödiantenwesen — mehr als eine Familie hat Actionem wider Sie angestellt.

Direct. Wenn sie alle so sind, wie die, welche hier bei mir war, so muß ich mich wundern, daß Sie Klagen von solchen Leuten annehmen.

Kommiss. Dafür ist der Judex da: ad justitiam experiendam, et nemini denegendam.

Direct. Der Vater der würdigen Familie war betrunken, daß er auf keinem Beine stehen konnte — die Frau Mutter eine fran-

zösische, zänkische Närrin — der junge Herr, ein lockerer, der Boutique entlaufener, Bursche, der sich mir zwar zum Schauspieler anbot — mit dessen Engagement ich aber niemals meine Gesellschaft beschimpfen würde, denn, Moralität ist das Erste, was ich von einem Schauspieler fordre.

Kommiss. Sprechen Sie nicht per injurias von so einer Familie venerabili.

Direct. Es scheint ordentlich, als ginge sie Sie etwas an? — Sind Sie mit ihr verwandt?

Kommiss. Sehr nahe — das glaub' ich — in gradu proximo.

Direct. Aber wissen Sie, daß Verwandschaft den Richter unfähig macht, zu richten? denn wirklich, ich finde jezt eine auffallende Aehnlichkeit an Ihnen mit — —

Kommiss. Der Familie? —

Direct. Ja, ich weiß nicht — alle die diesen Morgen zu mir gekommen sind — den einzigen Soufleur, und den tauben Bedienten ausgenommen — hatten gewisse Aehnlichkeiten. —

Kommiss. Würden Sie wol eine Confrontationem aushalten, mein Herr?

Direct. Mit dem besten Gewissen! aber, wo sind sie sogleich zusammen zu bringen? —

Kommiss. Nichts ist leichter! — Ecce Judicem! — (Er macht alle vorhergegangene Stimmen nach — wirft seinen Mantel, Hut und Perrücke ab, und erscheint als Theaterdichter) Hier ist der Dichter! (er wirft die Chenille ab, und erscheint als Magister, überreicht ein Buch und macht die zu dieser Stelle gehörige Pantomime und Stellung) Ha! (aus der Tasche zieht er des Alten Burgheims Perrücke) Hier ist der alte lustige Bruder Eustachius —

(er zieht der Madame Burgheim schwarze Kappe aus der Tasche) Voilà, Madam Burgheim! — (er knöpft des Magisters Weste auf und läßt des jungen Burgheims Gilet sehen) Verzeihen Sie gehorsamst! (er zieht einen Brief aus der Tasche) Hier sehen Sie das Briefchen, mein Herr! — (aus der andern Tasche zieht er die Contremarque zur Komödie) Hier ist das Entree-Billet für den Soufleur — und hier (indem er sein Gesicht ordnet, und sich anständig verneigt) der reisende Schauspieler Werner.

Direct. (Steht erstaunt) Wie mein Herr! Sie sind es? Sie haben mich den ganzen Morgen unterhalten?

Werner. (Im natürlichen Ton) Zu Befehl!

Direct. Haben mir alle die Rollen vorgespielt?

Werner. Sie verlangten eine Probe von meinen Talenten.

Direct. Und ich bin bezaubert davon — Ich habe immer selbst bei mir gezweifelt — habe oft so viel Aehnlichkeit gefunden, ich glaubte aber immer, mich zu täuschen — und Sie haben es auf die lustigste Art gethan, auf die kunstreichste Weise.

Werner. Ja, mein Herr: Ich war bis jezt Mitglied einiger kleinen Truppen — Mangel an Leuten machte mir die Uebernahme von mancherlei Rollen nöthig — ich spielte sie mit Laune und Glück. — Endlich war ich des Herumreisens müde, und faßte den Vorsatz, mich bei einem guten stehenden Theater zu engagiren: Das war ehedem das Ihrige, und wird es wieder werden. Da Sie den Unbekannten ohne Probe nicht anstellen konnten, und ich doch bald Besoldung

wünschte, so entschloß ich mich zu einer genügenden Privatprobe; ich bestach Ihren Friseur — er half mich umkleiden und hielt andere Leute entfernt, daß wir unser Wesen ungestört treiben konnten.

Direct. Darum erschien Keiner von meinen Leuten, ich mochte rufen wie ich wollte; ich wußte nicht, was ich denken sollte.

Werner. Nun ist es Ihnen entwikkelt, das Räthsel; — ich bitte um Ihre Verzeihung — und wenn Sie einige Talente bei mir gefunden haben, um meines Wunsches Erfüllung — um baldiges Engagement bei Ihrem Theater.

Direct. Sie sind mir sehr willkommen! —

## Eilftes Kapitel.

Der freudig überraschte Schnellberg engagirte ihn auf der Stelle mit einem Gehalte, das seinen Talenten angemessen war. Der Ruf dieser Privat-Komödie verbreitete sich durch die ganze Stadt, Schnellberg selbst erzählte seinen Freunden davon, und es entstand ein günstiges Vorurtheil im Publikum für den Fremden. Die Spannung auf sein Debüt, die Erwartung war allgemein, als er bald darauf seine Laufbahn in der Rolle des Karl Moor in Schillers Räubern eröffnete; aber er übertraf in seinem Spiel die hohen Erwartungen noch. Wahrer ist nie der Ausdruck der Größe auf der Bühne wiedergegeben, als Werner ihn gab. Die Damen fanden, daß er nächst den Vorzügen seines transcendentalen Ichs, auch noch andere körperli-

che habe, daß er ein schöner junger Mann sey. Die Männer bemerkten Geist, Sprach-Organ, Haltung, die Frauen nicht minder seine männlichschöne Figur. Alle Männer achteten, alle Damen liebten ihn, (versteht sich im edlen Sinne des Worts.) Er wurde bald der Liebling der Stadt, und Schnellberg war mit der in ihm gemachten Acquisition so sehr zufrieden, als Werner mit seinem Loose.

# Täuſchung für Täuſchung.

(Anekdote.)

Briſſac, Major von der Garde du corps Ludwigs XIV. beſaß das ganze Vertrauen des Königs, wegen ſeiner unerbittlichen Pünktlichkeit, Unbeſtechlichkeit, und ſeiner vorzüglichen Talente im Dienſt, denn ihm verdankten die 4 Compagnien der Garde du corps ihre gute Verfaſſung.

Dieſer Briſſac ſpielte wenig Jahre vor

seiner Entfernung vom Hofe, den Damen einen lustigen Streich. Er war ein schlichter, gerader Mann, der nichts Erkünsteltes dulden konnte. Es verdroß ihn, im Winter beim Salus alle Emporkirchen an den Donnerstags- und Sonntagsabenden, wo selten der König fehlte, mit Damen besetzt zu sehen, da doch fast keine Einzige zugegen war, wenn man bei guter Zeit wußte, daß der König nicht in die Kirche kommen würde. Unter dem Vorwande, ihre Horen zu lesen, hatten sie alle kleine Wachsstöcke vor sich, damit man sie desto besser bemerken möchte. An einem Nachmittage, als der König des Abends ebenfalls in die Kapelle kommen sollte, die Garden schon auf ihren Posten, und alle Damen an ihren Plätzen waren, erschien der Major in der leeren Emporkirche des Königs, hob den Stock in die Höhe, und rief mit lauter Stimme: Schildwa-

chen! begebt euch zurück, der König kömmt nicht! Die Schildwachen gehorchten, es entstand ein Geflüster unter den Damen, die Wachsstöckchen wurden ausgelöscht, und alle begaben sich hinweg, ausgenommen die Herzogin von Guiche, die Frau von Dangeau und noch ein paar andre Damen. Brissac hatte einige Wachtmeister an die Ausgänge gestellt, um die Schildwachen aufzuhalten und sie wieder auf ihre Posten zu schicken, sobald die Damen weit genug entfernt seyn würden, um es nicht gewahr zu werden. Unterdessen kam der König, wunderte sich nicht wenig, die Kirche von Damen leer zu finden, und erkundigte sich, aus welcher Ursache sie heute so öde sey? Beim Weggehen erzählte ihm Brissac, was er gethan hatte, und würzte seine Erzählung mit mancher Anmerkung über die Pseudofrömmigkeit der Da-

men. Der König, und jeder der bei ihm war, lachte herzlich darüber. Das Gerücht verbreitete sich noch den Abend; die Damen hätten Brissac vernichten mögen.

## Edelsinn im Wettkampf.

(Wahre Anekdote.)

Als sich der Krieg in der Mitte des Jahres 1807 zum zweitenmale in die Nähe von Preussisch Eilau zog, flüchtete ein Landedelmann — dessen Namen Referent nicht erfahren — mit seiner Familie, von seinem, in dieser Gegend belegenen, durch die Folgen des Krieges sehr zerstörtem, Gute nach Königsberg, wo wenigstens auf persönliche Sicherheit zu rechnen war, die man, umgeben von Kämpfen, sich dort nicht verbürgen konnte. Die Flüchtlinge blieben in der Residenz, und erhielten hier, zu eben der Zeit, da der Friede von Tilsit be-

kannt wurde, und man wieder in Hoffnung freier Athem schöpfte, die niederbeugendsten Nachrichten aus ihrer Heimath. Das Eigenthum des Gutsbesitzers hatte früher mehr als je sich vermindert, der größte Theil des ihm gebliebenen war nun auch dahin: Eine Abtheilung der Armee hatte auf den Kornfeldern fouragirt, auf mehreren reichtragenden Aeckern hatte ein Lager gestanden, und sehr natürlich war der Fruchtreichthum niedergetreten, vernichtet, das Vieh hinweggetrieben oder zum Vorspann gebraucht und in der Eile nicht zurückgegeben worden. In stummer Verzweiflung starrte der arme Mann vor sich zu Boden, als ein Schreckenshote ihm das neue, große Unglück verkündete; heiße Thränen weinte seine Gattin und ging, mit nassen Augen, den Schmerz des Mannes theilend, im Hause umher. In dem nämlichen Hause war

kurz zuvor ein französischer Officier einquartirt worden, der Obristlieutenant Scheerer, vom 75sten Linienregiment, ein wackerer Soldat, der das Kreuz der Ehrenlegion und einen Ehrensäbel trug, und als ein stets wohlgelaunter, gutmüthiger Mensch erschien. Er hörte von dem Unfall des Ehepaars und ging zu diesem, um es zu trösten, zu beruhigen. Alles wurde aufgeboten für diesen Zweck, aber die Gründe reichten nicht hin, der Verlust war so neu als groß. Unverrichteter Sache, und deshalb sehr bekümmert, verließ er das Wohnzimmer der Trostlosen, um eine halbe Stunde auf dem seinigen nachdenkend zuzubringen. Endlich glaubte er ein besseres Mittel gefunden zu haben, und trat mit entwölkter Stirn wieder zu dem Edelmanne ein. Bald hatte er das tröstende Gespräch wieder angeknüpft. „Es ist Friede," — sprach er — „es wird Ihnen

gelingen, das Verlohrne zu ersetzen, Ihr Gut zu retabliren."

„Und woher die unentbehrlichsten Mittel dazu nehmen?" — fragte jener seufzend — „Wer wird, wer kann, bei eigner Verlegenheit, mir den nöthigen Vorschuß leisten?"

„Hören Sie mich" — entgegnete Scheerer — „ich bin kein reicher Mann, ich habe mir nie etwas zugeeignet, woran ich nicht rechtliche Ansprüche hatte; aber ich besitze gegenwärtig 500 Thaler, die ich entbehren kann: Wollen Sie die kleine Summe von mir annehmen?

„Annehmen?" rief der Edelmann, schwankend zwischen Stolz und Bewußtseyn des Bedürfnisses.

„Verstehen Sie mich recht" — fuhr Scheerer, ihn begreifend fort — „als Darlehn annehmen, meine ich; auf einige Zeit

könnte

könnte ich Ihnen die Kleinigkeit überlassen. Ich gebe Ihnen meine Adresse, und wenn Sie sich in etwas erholt haben, senden Sie mir das Geld nach Frankreich, vielleicht nach einigen Jahren, hoffentlich noch früher.“

„O, ich verstehe Sie ganz“ — erwiederte der Preuße in freudiger, dankvoller Bewegung — „und erkenne mit dem besten Willen die Größe Ihres Edelmuthes, aber ich darf ihn nicht benutzen, nicht diese Summe annehmen, so weh es mir thut, sie zurück zu weisen“ —

„Und warum dürfen Sie nicht?“ — forschte Scheerer verwundert.

„Sie sind“ — meinte Jener — „Officier, ein Fremdling in diesem Lande, und folglich mehr als jeder andre, dem launenhaften Zufall ausgesetzt. Vielleicht bedürften Sie selbst im Kurzen pecuniärer Hülfe. Auch der schlichteste Mensch kennt die Bedürfnisse

der nächsten Tage nicht, noch weniger der Soldat, der Reisende, der Fremde; was Sie mir jezt anbieten, dürfte Ihnen daher bald selbst nothwendig seyn. Sie können erkranken, es können unvorhergesehene Fälle eintreten, welche Ausgaben bedingen, und Sie befänden sich dann ohne diese Goldstücke in eben so drückender Verlegenheit, als die ist, woraus Sie mich retten wollen."

„Sie suchen Gründe, die" — sagte Scheerer, fast zürnend ob der Weigerung.

„Ich suche sie nicht, sie dringen sich mir auf. Lassen Sie mich enden: Wie arm ich bin, wissen Sie; wie sehr ich es noch werden kann, weiß keiner von uns Beiden; noch ein Schlag des grollenden Schicksals, und ich bin ein vollendeter Bettler, unfähig, Ihr Eigenthum zu restituiren. Es kann mit mir ohnehin zum Konkurse kommen; der nahe Gläubiger hilft

sich dann wol, der entfernte büßt alles ein. Mit einem Worte: ich nehme Ihr Geld nicht, weil ich für den Augenblick nicht die vollkommene Ueberzeugung habe, es Ihnen sicher und ganz zurückgeben zu können.

„Aber was wird aus Ihnen?"

„Gott wird helfen und gute Menschen, wenn ich gewiß bin, ein ehrlicher Mann zu bleiben."

Fortwährend drang der Großmüthige auf die Annahme des Geldes, aber Jener erneute wiederholt und mit Festigkeit die Ablehnung. Gegenseitiger Hochachtung voll, schieden die Ehrenmänner von einander. Man darf diese Scene einen Wettkampf der Nationalität nennen: Hohe Redlichkeit des Preußen trat in die Schranken gegen die Gutmüthigkeit des Franken.

# Das Urtheil Salomons des jüngern.

(Ein Schwank.)

Von N . . . . .

Es war einst eine Stadt, — sie lag? —
wo's euch gefällt,
Vermuthlich in der alten Welt —
Den Namen hab' ich nicht erfahren. —
In dieser Stadt trieb schon seit langen Jahren
Ein Schmidt sein Wesen wohlgemuth.
Des Tages stand er vor der Gluth,
Und ließ sich keine Müh verdrießen,
Doch, wenn der braune Abend kam,
Die Welt mit allem ihren Gram

In seinen Schleier einzuschließen,
Ließ er die Arbeit seyn,
Und ging mit lustigen Kompanen,
Sich unter Vater Bachus Fahnen
Beim vollen Becher zu erfreun.
Doch ach! dem Helden meiner Sage
Schlug in der Brust kein friedlich Herz,
Gleich nahm er ernstlich jeden Scherz,
Und hatte Händel alle Tage.

Einst war er über'n jüngsten Krieg
Mit einem rüstigen Soldaten,
Der auch, wie er, zu Weine stieg,
In einen lauten Streit gerathen.
Der Kriegsmann war ein Patriot,
Sprach viel von seiner Heldenwehre,
Und droht im Frieden Mach' und Tod
Dem dummen Bürgerkrob auf Ehre!
Doch Meister Schmidt, von Zorn entbrannt,
Nahm einen Stuhl mit kräft'ger Hand,

Als wenns ein Stutzerdegen wäre,
Und gab dem Gegner einen Schlag,
Der ihn sogleich zu Boden stürzte,
Und ihm — O unglücksvoller Tag!
Des Daseyns süße Lust verkürzte.
Wie wahr ist des Poeten Wort:
Ein blindes Schicksal reißt uns fort,
Kein Sterblicher ist ihm entronnen!
Veit Laufmann hat aus mancher Schlacht
Zu rechter Zeit sich fortgemacht,
Und blieb, wer hätte das gedacht,
Im neuen Wirthshaus zu der Tonnen! —
Die edle Polizei erwacht;
Der Stadt-Chirurgus muß den Körper visi-
tiren, —
Ein hochgelahrter Mann, man könnt' ihn pro-
moviren,
Im letzten Finn'schen Krieg, den er ganz mit-
gemacht

Da lernt' er mehr als Schröpfen und Barbiren —
Und ſtellt ein förmliches Atteſt:
„Daß der gegebne Schlag die morta causus est,
Wie es die Doctors exprimiren.“
Der Fall iſt criminell, man ſetzt den Thäter feſt,
Und als ein Jahr dahingefloſſen,
(Das Recht geht ſeinen alten Gang,
Und der iſt wie gewöhnlich lang,)
Sind alle Acten abgeſchloſſen,
Und gehen an die Fakultät,
Die reiflich drob deliberiret
Und drauf, wie Karl's geſtrenge Majeſtät
Verordnet hat, ein Urtheil remittiret.
Es kommt zurück, wird fei'rlich publiciret,
Und ach! mit Schrecken hörts der arme Sünder an:

Es eigne sich sein schändliches Verbrechen,
Mit vollem Recht den Kopf ihm abzusprechen!
Der Tag wird angesetzt, es muß dem armen Mann
Der Pastor mit Besuch beehren,
Um, wenn er auch dem Leib' nicht helfen kann,
Doch aus des Höllengeistes Ketten
Die arme Seele zu erretten.
Nah ist der Freitag schon,
Die Henker sind bereit, der Kreis wird aufgeboten,
Es freut die Gegend sich, es jubeln die Zeloten:
„Seht doch der Bosheit schnöden Lohn!"
Doch vor dem unglückselgen Morgen
Kömmt eine Deputation
Zum Bürgermeister, der voll Sorgen
In seinem Justus Claproth liest,

Was über's Halsgericht darin zu finden ist.

„Wohlweiseſter,“

Läßt ſich der Bruder Redner hören,

„In Demuth kommen wir zu Dero Weisheit her,

Die gute Stadt kann nimmermehr

Den guten Meiſter Schmidt entbehren!

Uns dünkt, der Kriegsmann wird vom Tode nicht erweckt,

Wenn ſeinen Mörder auch das Beil zu Boden ſtreckt.“

„Ganz wohl,“ ſpricht der hochweiſe Herr, „doch lehren

Uns die Geſetze offenbar,

Und ihre Meinung iſt unwiderſprechlich klar:

„Wir Leben kann man Leben nur bezahlen!“

„Hm“ — fiel der Redner ein,

„Das ſind ja nur Gewiſſensqualen,

Mit denen pflegt es nie ſo arg zu ſeyn:

Hier läßt sich noch ein guter Ausweg finden,
Der Bäcker, Peter Klein,
Ist alt, und seine Sünden
Die er an uns verübt, sind ohne dieß nicht klein;
Drum denk ich, lassen wir zur Freude seiner Erben,
Weil das Gesetz es will, für unsern Schmidt ihn sterben."
„Ey" — rief der Richter aus — „der Einfall ist gescheid,
Doch muß man in der kurzen Zeit,
Daß wir das Recht und das Gesetz nicht kränken,
Die Sache sorgsam überdenken:
Jezt lebet wohl und wartet auf Bescheid!"
Kaum war die Bothschaft abgetreten,
So nimmt der strenge Herr die Codices zur Hand,

Und da er nun an keinem Orte fand,
Daß es verboten sey, in allgemeinen Nöthen
Den Bäcker für den Schmidt zu tödten,
So ward das Urtheil so gewandt:
„Zwar hat der Schmidt, Claus Schlaghart, einbekannt,
Wie er den Musketier, Veit Laufmann, todtgeschlagen;
Doch da in unsrer Stadt kein so geübter Mann,
Der unsre Rosse uns beschlagen!
Und uns als Schmidt bedienen kann,
Mehr existirt, und hier zwei Bäcker sich ernähren,
Und einer uns genügt: so sprechen wir zu Recht,
Um das Gesetz, wie sichs gebührt, zu ehren:
Der ält'ste Bäcker soll, als ein unnützer Knecht,

Zur Strafe sich, und einer Warnung andern,
Zum Richtplatz unverzüglich wandern.
So halten wir auf Ordnung und auf Recht!"
Dem armen Bäcker half kein Weinen und
kein Klagen,
Am Morgen ward sein Haupt vom Henker
abgeschlagen.

# Der fremde Officier.

Im Jahre 1806, bald nach dem Einmarsche der französischen Armee zu Berlin, lebte hier Fritz G . . ., der Sohn eines Stadtchirurgus, ein lebendiger frischer Jüngling von 16 Jahren, der dann und wann etwas unternahm, was man im gewöhnlichen Leben — „tolle Streiche" — nennt. Plötzlich war am Ende des Jahres, der junge Mensch verschwunden. Oft war er als Schrittschuhläufer auf dem Eise der Spree erschienen, und auf diesen Umstand gründete man den Glauben, er sey ertrunken. Man suchte nach dem Leich-

nam; vergebens. Die Thränen der Mutter flossen um den geliebten Todten; ruhiger war der Vater, ein Mann von strengen Grundsätzen, den des Leichtsinnigen Frivolitäten oft erzürnt hatten. Beide hatten den Sohn aufgegeben, als am 10ten December 1808 eine Abtheilung der preußischen Armee in Berlin einzog. Der Stadtchirurgus G . . . erhielt zwei gemeine Soldaten zur Einquartirung, und beeiferte sich in Aufnahme und Bewirthung seine Anhänglichkeit für die militairischen Landsleute zu beurkunden, und die Gäste waren mit dem Wirthe zufrieden.

Nach Tische erscheint ein junger Officier, erkundigt sich bey den Soldaten nach der Art der Aufnahme, und verlangt dann, als er die Güte der sorgsamen Wirthin preisen hört, diese zu sprechen. Sie kömmt. Der Officier dankt ihr für die gute Behandlung der Sol-

baten, und kündigt an, er werde ebenfalls hier im Quartiere bleiben, wo es so gut sey; die Frau protestirt lebhaft, versichert, daß sie keinen Officier aufnehmen könne und werde, wozu sie auch nicht angewiesen sey; er beharrt bei seiner Forderung, sie bei der Weigerung. „Aber" — fragt er endlich — „wenn nun Ihr Sohn, Ihr Fritz zurückkehrte, würden Sie auch ihn nicht bei sich behalten wollen?"

Die Mutter stutzt, sieht forschend in des Fremdlings Gesicht, und erkennt in ihm den verschwundenen Sohn. Die Narben von zwei Wunden im Antlitz, und das militärische Kostüm hatten ihn im ersten Momente des Wiedersehns unkenntlich gemacht; über dieß hatte man längst um den Todtgeglaubten getrauert.

Mütterchen ist einer Ohnmacht nahe, aber die siegende Freude hält sie aufrecht, und

„In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.“

Fritz erzählt: er hat vor zwei Jahren Berlin mit dem Vorsatze verlassen, Soldat im Heere seines Vaterlandes zu werden; der Ruf von Schills Thaten hat ihn befeuert; auf dem Wege nach Colberg trifft er mehrere Preußen, die sich aus der Kriegsgefangenschaft befreiten, jezt aber unentschlossen und muthverloren umherirren; er beredet sie, ihn zu begleiten, und verspricht, sie auf der Reise mit seiner Baarschaft zu unterstützen. Sie folgen ihm, er kommt mit seinen Gesellschaftern in Pommern an, und stellt sich und sie dem Anführer als Rekruten vor. Schill nimmt sie gern auf. Fritz bittet, ihn nur ja immer an der Spitze und zu den gefahrvollsten Unternehmungen zu gebrauchen; sein Wunsch wird gewährt; Todesverachtung macht ihn

zum

zum Helden; er erwirbt die silberne Medaille, nach sechs Monaten die Sergeantenstelle; einen Monat später avancirt er zum Feldwebel. Zum Lohne für beispiellose Kühnheit beim Sturm auf eine verlorne Schanze, die man wieder erobert, erhält er die goldne Medaille. Eine ähnliche Gelegenheit, bei welcher er, mit Wunden bedeckt, auf dem Kampfplatze liegen bleibt, nachdem er bis auf den letzten Mann gestanden hat, verschaft ihm das Officier-Patent. Er ist jezt Premierlieutenant, einer der ersten Expectanten zum Hauptmannsrange, und hochgeachtet im Schillschen Corps. „Ich suchte den Tod, oder Genugthuung für Jugendsünden!“ — spricht er — „mit diesem Gedanken ging ich zu jedem Gefechte; wohl mir, ich fand das Beste!“

Er hatte seinen Eltern keine schriftliche Nachricht von sich geben wollen, weil er ent-

schlossen war, sich sobald als möglich nach seiner Vaterstadt zu begeben, um, durch persönliche Erscheinung und vorgezeigte Beweise seiner Thaten, die Eltern für sich zu gewinnen. Der Marsch des Corps nach Berlin verschafte ihm jezt dazu die erwünschte Gelegenheit. Vollkommen war die Ueberraschung, glücklich das Wiedersehn.

Noch zürnt anfangs der herbeigerufene biedere Vater, aber der Sohn hat mehrere Fürsprecher, hat Wunden im Kampfe für das Vaterland erhalten, und der Vater ist Patriot. Er kann nicht zürnen, diesem Sohne nicht; er verzeiht; — die Mutter bittet, und er umarmt nun herzlich den Wiedergefundenen, der ihm früher manchen Verdruß schuf, jezt aber so vollkommen gut erscheint, und nun von den Bewohnern der Residenz Achtung und Liebe erndtet.

## Nationalstolz.

Zu Oranienbaum, einer kleinen Kreisstadt unweit Petersburg, lebte noch im Jahr 1793 eine Frau, die aus Hollstein gebürtig und damals neunzig Jahr alt war. Ein kleines Häuschen war ihr ganzer Besitz, und der Gewinn vom Besuch einiger Schiffer, die auf dem festen Lande günstigen Wind abwarteten, ihr ganzer Erwerb.

Einst, da mehrere holländische Schiffer bei ihr zu Abend gegessen hatten, findet sie beim Aufräumen einen versiegelten Beutel mit Gold unter dem Tische. Ihre Bestürzung über diesen unerwarteten Fund ist natürlich sehr

groß; es mußte Jemand aus der so eben abgereisten Gesellschaft den Beutel vergessen haben, aber die Schiffer waren in See, der Wind günstig und an keine Rückkehr der Gäste zu denken. Die gute Frau legt den Beutel in ihren Schrank, wo er so lange ruhen sollte, bis sich sein Besitzer melden würde; doch dieser meldet sich nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrt sie aufs sorgfältigste dieses Unterpfand, oft von Gelegenheiten versucht, noch öfter von Mangel gedrängt, das Geschenk des Zufalls zu benutzen. Doch ihre Ehrlichkeit siegt über jeden Reiz der Gelegenheit, und über jedes Gebot des Mangels. Nach sieben Jahren bewirthet sie abermals einige Schiffer. Drei unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer.

Unter andern Gesprächen fragen jene diesen, ob er jemals in Oranienbaum gewesen

ſey? — „Was ſollte ich nicht!“ iſt die Antwort. „Ich kenne das verdammte Neſt nur zu gut. Es hat mich ſiebenhundert Rubel (oder 753 Rthl.) gekoſtet.“ — Wie das? — „Ja, ich habe in der Trunkenheit in einer hieſigen Schenke einen Beutel mit Silbermünze liegen laſſen.“ — War der Beutel verſiegelt? fragte die Wirthin, die in einer Ecke der Stube ſaß, und durch die Erzählung aufmerkſam gemacht wurde. — „Ja wol! da! ich trage das Petſchaft noch an meiner Uhr, womit er zugeſiegelt war.“ — Die Frau erkannte das nämliche Siegel. — Nun, ſagte ſie, ſo kann ſich wol noch einmal wiederfinden, was Er verloren hat — „Ja wiederfinden, Mutter! da müßte ich nicht ſo alt geworden ſeyn, wenn ich das hoffen könnte. Nein, ſo ehrlich iſt die Welt jezt nicht mehr! Bedenkt einmal, ſieben Jahre iſt es her! — Wollte

ich doch daß der verdammte Beutel bei allen Teufeln wäre, er hat mir ganz meine gute Laune verdorben. — Noch ein Glas Punsch, Mutter!"

Während die vier Herren beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall im Punsch zu ertränken, hatte sich das Mütterchen hinausgeschlichen, und kam jezt mit ihrem Beutel mühsam herbeigewatschelt. — „Sieht Er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als Er glaubt," sagte sie, und setzte den Beutel auf den Tisch.

Das sprachlose Erstaunen der Gäste, und (bei wiederkehrendem Bewußtseyn) ihre verschiedenen Ausbrüche von Dankbarkeit und Beifall lassen sich nur empfinden, nicht beschreiben. Die vier Herren waren sämmtlich bei Jahren, hatten die Welt von Japan bis Terreheuve und vom Kap bis Archangel eben-

mäßig durchkreuzt, hatten mit schwarzen und braunen Gesichtern, mit krausharigen und frisirten Köpfen zu thun gehabt — daß ihr Erstaunen desto größer war, ist keine Lobrede auf unsere Zeiten.

In keiner Seele gingen indessen so große Veränderungen vor, als in der des Holländers. Von der höchsten Ueberzeugung seines Verlustes bis zur höchsten Gewißheit des wieder erlangten Besitzes — der Sprung war zu groß, um nicht alle Fiebern seines phlegmatischen Körpers in Erschütterung zu setzen. Ein Blick auf die ehrliche Frau, der er dieses Entzücken verdankte, brachte ihn wieder zu sich selbst.

Ein plötzlicher Anstoß von Großmuth bemächtigte sich seiner, und alle andre Empfindungen wichen ehrerbietig zurück. Er griff in den Beutel, nahm — Einen Rubel her-

aus, und legte ihn, mit einer zierlichen Dankſagung für gehabte Mühe, auf den Tiſch.

Ein Erſtaunen jagte das andere. Die Zuſchauer verſtummten. God dam!“ ſagte der Engländer Einer, und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, „den Beutel da, Bruder, wirſt du doch nicht ganz für dich behalten wollen? Der gehört, ſtraf mich — ! der Frau.“ — Die beiden andern Engländer, die bisher ſtumm geſeſſen hatten, gaben dieſer Bill mit dem kräftigſten Ungeſtüm ihren Beifall. Der Holländer erblaßte, und ſuchte Troſt in den vielfältigen Betheuerungen der Wirthin, daß ſie gar nichts verlange, daß ſie nur ihre Schuldigkeit gethan zu haben glaube, und daß der Holländer ſogar ſeinen Rubel zurücknehmen müſſe. Doch ſo leicht wollten die Briten die Seegel nicht ſtreichen. Das Geſpräch ward hitziger, die God dams folgten ſich ſchnel-

ter, und die Fäuste der Engländer schickten sich an, dem Streite via facti ein Ende zu machen. Indessen suchte der Holländer den Beutel, welcher hier das Corpus delicti war, in seine Gewahrsam zu bringen.

Nach langem Debattiren, und weil er keine Möglichkeit sah, hier zu entkommen, ließ er sich zu fünfzig Rubeln willig finden. Die Britten bestanden auf hundert. Dieser Vorschlag schien dem Holländer so unbillig, daß er erklärte, sich eher dem ganzen Gewichte ihrer Fäuste Preis geben zu wollen.

„Halt Kinder!" — rief der Engländer, der vorhin den ersten Angriff auf die Großmuth des Holländers gethan hatte, seinen Landsleuten zu. „Halt Kinder! ein Vorschlag in Güte. Der Beutel da ist zwar nicht euer, aber ihr seyd Britten, und die Frau hier hat, bei Gott! brav gehandelt,

und muß belohnt werden; hurtig die Hände in die Taſche! wir legen die hundert Rubel zuſammen.

Geſagt, gethan. Der Holländer, durch dieſen Schlag betäubt, hatte noch nicht Zeit gehabt, ſich zu faſſen, als ſchon die hundert Rubel wohlgezählt auf dem Tiſche lagen.

Das war eine Nationalfehde! Wo menſchliches Gefühl, Dankbarkeit, Großmuth und engliſche Fäuſte vergebliche Angriffe verſucht hatten, da ſiegte — Nationalſtolz! Der Holländer drang darauf, daß die Britten ihr Geld zurücknehmen mußten, und trennte ſich mit ſtoiſcher Gelaſſenheit von hundert geliebten, lange bejammerten und ſo eben wiedergefundenen Rubeln.

Warum war nicht immer die Engliſche Regierung ſo großmüthig als dieſe Matroſen? oder warum nicht wenigſtens gerecht?

## Seltne Freundschaft.

(Nach Besenvals Memoiren.)

Zwei Officiere von einem französischen Regimente, lebten in der innigsten Freundschaft. Sie standen in derselben Garnison und besuchten oft einen alten Edelmann, der Wittwer war, und eine reizende Tochter von ohngefähr 18 Jahren hatte. Eine sehr gute Parthie für eine solche Garnison. Nach Verlauf einiger Zeit wird das Mädchen schwanger. Der Vater geräth darüber fast in Verzweiflung und fragt sie endlich, wie gewöhnlich, nach dem Vater ihres Kindes. Das Mäd-

chen giebt zur Antwort: sie wisse das selber nicht, es könnte von dem und auch von dem seyn; und nun nennt sie die beiden Officiere. Der Vater läßt die beiden Herren kommen, entdeckt ihnen den Zustand seiner Tochter, und sagt zu ihnen: sie sollten es nun unter einander ausmachen, wer das Mädchen heirathen sollte; außerdem würde er noch Kraft und Muth genug in sich finden, um an Beiden Rache zu nehmen.

Als die beiden Officiere sich von ihrem Erstaunen, in einander gegenseitig so unerwartet Nebenbuhler zu sehen, erholt hatten, blieben sie nicht lange unentschieden, welche Parthie sie ergreifen sollten, und jeder wollte nun der Gemahl des Mädchens werden, so daß der Alte endlich, da sie sich selbst nicht vereinigen konnten, beschloß, der Tochter die Wahl zu lassen. Allein, diese versetzte auf

den Antrag, daß sie sich zu keiner Wahl entschließen könnte, da sie gegen beide gleiche Zärtlichkeit empfinde, und keinen dem andern aufzuopfern im Stande sey; sie wolle sich übrigens jedem Entschlusse fügen, dem man hier nehmen möchte, mehr könne sie nicht thun. Eine neue Verlegenheit! Wie sollte man sich aus dieser ziehen? Man kam endlich auf den Einfall: das Loos sollte unter den Nebenbuhlern entscheiden, allein die Losenden und das Mädchen machten zuvor einen Vertrag unter sich, von dem jedoch der Vater nichts erfuhr; des Inhalts nämlich: Es solle derjenige, der nicht Gemahl würde, Liebhaber bleiben, ohne daß je, es möchte seyn unter welchem Vorwande es wolle, der Gemahl etwas dagegen sollte einwenden dürfen. Dieser Vertrag wurde auch mit einer Treue und Pünktlichkeit erfüllt, daß nicht der geringste

Streit entstand, und alle drei vollkommen zufrieden waren. Nachdem der Gemahl einige Jahre darauf gestorben war, heirathete der Liebhaber die Wittwe, und beide lebten noch lange in herzlicher Eintracht, bloß trauernd über den Verlust ihres seltenen trefflichen Freundes.

## Beaumarchais und der Mörder.

„Ich lag" — so erzählte einstmals der bekannte Beaumarchais — „vorgestern Morgen in meinem Bette zwischen Wachen und Träumen; da tritt plötzlich eine weiße, lange Gestalt in die Thüre, nennt mich bei meinem Namen und befiehlt mir aufzustehen. Zitternd gehorche ich dem Manne. Er nöthigt mich durch Gesten zum Setzen auf einen Stuhl, der nahe am Fenster steht. In der Verlegenheit setze ich mich. Er faßt mich ohne Umstände am Halse und bindet mir wider meinen Willen etwas darum. Hierauf fährt er

mir sehr unanständig mit der Hand im Gesichte umher. Ich bin in Todesangst, der warme Schweis läuft mir über das Gesicht. Er bemächtigt sich eines sehr glänzenden Mordgewehrs, setzt es mir an den Hals, so, daß ich fast mein Bewußtseyn verliere, nachdem ich zuvor dem Himmel meine Seele anbefohlen. Aber mein Beben scheint Eindruck auf den Böswicht zu machen. Er nimmt Wasser und Essig, und benetzt damit mein Gesicht. Aber darauf ergreift mich der Unmensch gar bei den Haaren, bindet mir hinterrücks den Kopf an den Stuhl, ergreift ein anderes Mordgewehr und schießt damit nach mir, daß mir die Kugel heiß an den Ohren vorüberstreift. Er hatte mir vorher ein Leichentuch übergeworfen, so daß ich die Hände nicht rühren konnte. Nachdem er fürchterlich meine Haare gerauft hat, entsteht auf einmal ein

dicker

dicker Nebel vor mir, dann erscheint er mit einer Scheere, um mir die Nase abzuschneiden. Jezt ermanne ich mich, ergreife ein Messer vom Tische und springe auf, mich zu retten und zu rächen. Da eilt er aus der Thüre. Jezt komme ich zur Besinnung, und sehe, daß mich der Mensch barbirt und frisirt hat, (welches bekanntlich in Frankreich durch einen Künstler geschieht,) er war mein Friseur, und meine Schlaftrunkenheit hatte die ganze Täuschung und die enorme Angst bewirkt.

## Treue und Güte.

(Nach Beſenvals Memoiren.)

Der Baron von Beſenval, Kommandant der Schweizergarden zu Paris, hatte einen alten Bedienten, Blanchard, der ſchon bei ſeinem Vater gedient und ihn ſelbſt als Kind gekannt hatte. Dieſer Menſch, der durch Alter und Schwäche faſt unfähig zu aller Dienſtleiſtung geworden war, wurde nun im Hauſe nicht wie ein alter Bedienter, ſondern mehr als ein alter Freund behandelt. Er aß nicht mehr unter den Bedienten, ſondern mit ſeinem Herrn, hatte ſein eignes Zimmer, und ſein Dienſt ſchränkte ſich blos auf kleine, leichte Beſchäf-

tigungen ein, die er noch besorgen konnte, und welche ihm mehr zur Zerstreuung und Erheiterung dienten. Er begoß Blumen, putzte Geschmeide, Gefäße und dergl.; kurz, der Mensch lebte äußerst angenehm, in sofern das bei achtzig Jahren und mancherlei Unpäßlichkeiten möglich ist.

Eines Tages brachte man dem Baron einen herrlichen Jasmin vom Kap, den er sogleich zum Geschenk für die Königin bestimmte. Er ging aus, übergab den Blumenstock dem alten Blanchard, indem er ihm befahl, ihn zu begießen. Der arme Mensch war nun ganz mit seiner Blume beschäftigt, allein seine Aufmerksamkeit ersetzte seinen Mangel an Geschicklichkeit nicht. Er ließ den Topf fallen, und siehe da! Topf und Blume brach in Stücken.

In diesem Augenblicke kam der Baron

nach Hause, er eilte zu seinem Jasmin, und bei dem Anblicke desselben geräth er in eine solche Wuth, daß er fast den Alten gemißhandelt hätte, der sich durch die Flucht retten wollte, aber von ihm aufgehalten wurde.

Der Tag verging, Besenvals Wuth noch eher. Er schickte mehrere Male an Blanchards Thüre, um zu hören, was er mache; man sagte ihm, er habe sich zu Bette gelegt. Das beunruhigte, quälte den Baron die ganze Nacht. Es ward Morgen, Blanchard trat in sein Zimmer, und sagte zu ihm:

Herr Baron, ich komme, Sie um eine einzige Gnade zu bitten. Lassen Sie mich zu meinen Verwandten ziehen! —

„Wie?" versetzte der Baron mit Heftigkeit, „Du willst von mir? mich verlassen? Nein, wir müssen zusammen leben und sterben!" —

Nein, Herr Baron! ich fühle, daß ich Ihnen verhaßt bin, ich werde zu alt, und muß durch meine Langsamkeit und Ungeschicklichkeit nur die Heftigkeit ihres Characters reizen! Sie haben mich mit Güte und Wohlthaten überhäuft, ich werde Sie oft besuchen, allein, wohnen kann ich nicht länger hier! Ich bin ja zu nichts mehr brauchbar: lassen Sie uns Auftritte vermeiden, welche für uns beide gleich unangenehm sind. „Nun!“ rief der Baron mit nassen Augen, „nun, so ist es denn beschlossen, wir müssen uns trennen. Du warst bei meinem Vater, Deine Frau hat mich gesäugt, Du bist länger in diesem Hause als ich — ich muß gehen! ich komme wieder — wenn Du meine Fehler vertragen kannst!“ Bei diesen Worten ergriff er Stock und Hut und wollte fort; aber der gute Blanchard, von dieser unerwarteten Wendung ge-

rührt, stürzte sich an der Thür zu den Füßen seines vortrefflichen Herrn; dieser hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme, brach in Thränen aus, und beide gelobten sich, einander nie zu verlassen.

## Der Spanier in Deutschland.

(Eine seltsame aber wahre Geschichte.)

Der Graf von Alvarez, ein reicher und sehr mächtiger Grand von Spanien, hatte eine außerordentliche Liebe zu seiner Gemahlin. Sie brachte ihm einen Sohn zur Welt, und starb drei Tage nach dessen Geburt. Der Graf war untröstlich, und überlebte seinen Verlust nicht länger als zehn Monate.

Der junge, so früh verwaiſ'te, Alvarez kam unter die Vormundschaft seines Oheims, der kein Vermögen und eine zahlreiche Familie besaß. Von dem großen Reichthume sei-

nes Mündels verführet, faßte er den abſcheulichen Entſchluß, den letzten Zweig des berühmten Geſchlechts, zum Beſten ſeiner Kinder, umzubringen. Zu feig, um den ſchändlichen Vorſatz ſelbſt auszuführen, gab er einem ſeiner Diener den Auftrag, das Kind zu erwürgen. Die große Belohnung, welche er dieſem verſprach, machte auch den Diener zum Böſewicht; allein ſeine Hand, an dergleichen Unthaten nicht gewöhnt, wurde durch ein heftiges Zittern unſicher. Er gab dem Kinde drei Dolchſtiche. Doch das Wimmern der Unſchuld und der Anblick des Blutes rührte den Mörder. Er trug das Schlachtopfer ins nächſte Dorf zu einem Wundarzte, den er kannte. Die Wunden waren nicht tödtlich, aber doch tiefer, als daß ihre Spuren auf der Schulter des Grafen jemals hätten ganz verwachſen können.

Der Diener kam zurück zu seinem Herrn, und gab vor, den grausamen Befehl ausgeführet zu haben. Hierauf bittet der Unmensch seine Verwandten zu sich, und sagt ihnen, daß sein Mündel unter Verzuckungen gestorben sey. Zur Bekräftigung der Nachricht, läßt der Diener einen leeren Sarg feierlich beerdigen. Aus Furcht indessen, daß die Wahrheit an den Tag kommen möchte, geht dieser kurz darauf zu dem Wundarzte, dem er das Kind anvertraut hat. Er nimmt es mit sich und trägt es in ein andres weit entlegenes Dorf, übergiebt es dort einem Bauer, und bezahlt ihm im voraus eine Summe für die Beköstigung des verlassenen Geschöpfs.

Alvarez war bei diesem Bauer bis in sein sechstes Jahr. Jezt kam der Diener wieder. Die Furcht vor Entdeckung der Sache war noch mächtig in ihm, er nahm das

Kind von dem Bauer und vertraute es einem Kaufmanne, der im Begriff ſtand, ſich zu einer Reiſe nach der Türkei einzuſchiffen. Der Reiſende bekam von dem Diener eine bedeutende Summe dazu, wobei ihm dieſer zu verſtehen gab, daß das Kind der natürliche Sohn eines vornehmen Mannes ſey, doch müßte die Sache ganz geheim gehalten werden.

Das Verbrechen des Oheims blieb indeſſen nicht lange unbeſtraft. Bald ſtarben ihm alle ſeine Kinder. Das ganze Haus war in Trauer, und er ſelbſt von einer ſchweren Krankheit dem Tode nahe gebracht. Jezt erſchüttert ihn der Gedanke der an ſeinem Mündel verübten Bosheit. Er geſteht es ſeinem Diener, und macht ihm Vorwürfe, daß er den blutigen Befehl habe vollziehen können. Durch ein offnes Bekenntniß, daß er nicht vollzogen worden, wird dem Reuigen

ein großer Stein vom Herzen genommen. Er wünscht nichts mehr, als seinem Neffen das geraubte Vermögen wieder zu erstatten. Er erholt sich von seiner Krankheit, und trachtet unablässig, den Aufenthalt des Unglücklichen auszukundschaften. Lange Zeit vergebens. Endlich erfährt er, daß der Kaufmann den jungen Grafen an einen Türken verkauft, und dieser ihn an einen zu Konstantinopel etablirten Engländer abgetreten habe, welcher mit dem Sklaven nach London zurückgekehrt sey.

Alvarez sendet sogleich einen Mann mit Aufträgen nach London, aber zu spät, der junge Graf war nicht mehr daselbst. Nur soviel ließ sich in Erfahrung bringen, daß sein Herr vollkommen mit ihm zufrieden gewesen. Er sey in Dienste des Kaiserlichen Ministers am Englischen Hofe, Grafen von

Gallas, getreten, und mit diesem, als er zurückberufen worden, nach Wien gegangen.

Kaum erfuhr dies der alte Alvarez, so schickte er seinen Beichtvater nach Wien. Allein schon lange war sein Neffe nicht mehr bei dem Grafen. Man wußte nur so viel, daß er Dienste bei einem andern vornehmen Manne genommen, die Kammerfrau von dessen Gemahlin geheirathet habe, und mit ihr nach Böhmen gezogen sey.

Diese neue Ungewißheit betrübte den reuigen Oheim sehr. Weil ihm indessen wegen einer Summe von 400,000 Gulden, die er dem Kaiser dargeliehen, ein Weg zu diesem selbst offen blieb, so sandte er seinen Beichtvater zu ihm, und lies ihn von seinem Verbrechen, dem schrecklichen Zustande, worin es ihn versetze, und von seinem einzigen Wun-

sche, den verlornen Neffen wiederzufinden unterrichten.

Gerührt von dieser Geschichte giebt der Kaiser dem Beichtvater sogleich nach Böhmen einen Beamten und die zweckmäßigsten Befehle mit. Nach langem Suchen entdeckt man den jungen Grafen als Haushofmeister bei einem Edelmanne. Man fragt ihn, wo er her und wer sein Vater sey? Darauf weiß er keine Antwort zu geben. Er erinnert sich blos, daß er in seiner Kindheit Türkensklave gewesen. Sein Herr habe ihm gesagt, daß er von einem vornehmen Spanier abstamme; doch könne er seine vornehme Abkunft mit dem unglücklichen Zustande nicht zusammenreimen, zu dem ihn sein Vater seit seiner Geburt bestimmt zu haben scheine. Der Beichtvater untersuchte hierauf die Schulter des Hofmeisters, und da sich auf dieser die Spu-

ren der drei Dolchstöße vorfanden, entdeckt er dem jungen Grafen, in welcher Gefahr sein Leben geschwebt habe, und macht ihm im Namen seines Oheims, dessen Reue und Wunsch bekannt, ihm das geraubte Vermögen wieder zu erstatten.

Von seiner Kindheit an eine niedere Sphäre gewöhnt, verschmähte der junge Mann alle Vorzüge, welche ihn in seinem Vaterlande erwarteten, und statt seine geliebte Gattin zu verlassen, entschloß er sich, seine Tage in Deutschland zu verleben. Er kaufte sich hier an, und sah in den Armen seiner Gemahlin ruhig auf die Ungewitter zurück, welche nun für immer überstanden waren.

## Ein Schelm über den andern.

Nichts ist stadtkundiger in London, als daß man gegen ein Geringes Bösewichter erkaufen kann, welche alles, was man will, beeidigen. Dadurch kommen oft Leute, welche nicht wissen, daß man diese Buben in ihren eigenen Fallstricken fängt, in die größte Verlegenheit.

Ein bejahrter Ausländer, der sich ein kleines Vermögen erworben hatte, und nicht weit vom Middlesex-Hospital in großer Eingezogenheit lebte, wurde eines Morgens herausgerufen. „Sie würden mir einen Gefal-

len thun" — sagte ein Mann zu ihm — „wenn Sie mir die Rechnung bezahlen wollten." Ich entsinne mich nicht, Ihnen etwas schuldig zu seyn, antwortete der Ausländer. Der Mann nahm eine fremde Miene an, und versicherte mit einer Betheurung, ihm sehr kostbare Meubles auf seine Bestellung an einem bestimmten Tage ins Haus gebracht zu haben; und er wolle Zeugen stellen, die es beeidigen könnten. Der Ausländer hatte gut leugnen; der Böswicht bestand auf seine Schuldforderung, und ging mit der Drohung fort, sich auf dem Wege Rechtens bezahlt zu machen. Wenige Stunden darauf erhielt der Ausländer eine Vorladung, sich vor Gericht zu stellen. Seine Freunde versicherten ihn, daß er in großer Gefahr schwebe, und sich daher bei einem Rechtsgelehrten Raths erholen solle. Der Jurist, dem er die

Sache

Sache erzählte, sah gleich ein, mit was für Leuten der Beklagte zu thun hatte, und fragte ihn, ob er seiner Seits durch Zeugen beweisen könne, daß er die erwähnten Sachen nicht erhalten habe, oder daß er an dem Tage, wo sie sollten abgegeben seyn, gar nicht in London gewesen wäre? „Nein," antwortete der Ausländer, „ich kann weder das eine noch das andre beweisen." Nun, so müssen Sie die Rechnung bezahlen, sagte der Rechtsagent, so sehr Ihnen auch Unrecht geschehen mag, weil Sie weiter nichts als Ihre eigne Versicherung dagegen zu setzen haben; der Kläger aber bringt Zeugen — indessen, fuhr er nach einer Pause fort, ob es mir gleich unmöglich ist, Ihnen aus der Sache zu helfen, so will ich Ihnen doch einen Rechtsagenten angeben, der sich mit solchen Sachen befaßt, aber unter der Bedingung, daß Sie nicht sa-

gen, wer Sie geschickt hat. Der bezeichnete Advokat war einer von den erbärmlichen, die sich von Schikanen und Winkelzügen nähren.

Er hatte kaum den Handel gehört, als er dazu lachte und sagte: Lassen Sie mich nur machen; Sie zahlen mir einige Pfund für meine Mühe, und ich helfe Ihnen aus der Verlegenheit; doch müssen Sie mir versprechen, wenn wir vor den Richter kommen, kein Wort zu sagen, sondern mich meinen Weg gehen zu lassen." Dieß wurde eingegangen, und die Partheien erschienen vor Gericht. Der Kläger erzählte den Verlauf der Sache mit den wahrscheinlichsten Umständen, und hatte einen sehr gut gekleideten Mann bei sich, welcher beeidete, daß er bei Ablieferung der Waaren zugegen gewesen sey. Es kam nun an die Gegenparthei.

„Wir können nicht leugnen," hub der

Rabulist an, die Waaren erhalten zu haben.“ Hier vergaß sich der Ausländer, fuhr erstaunt auf, und wollte den Fuchs, der seine Sache führte, unterbrechen; aber dieser erinnerte an die gemachte Bedingung. — „Wir haben allerdings die Sachen erhalten,“ fuhr er fort, „aber mein Client hat ein schwaches Gedächtniß; denn sonst würde er sich auch erinnert haben, daß er die Rechnung bezahlt hat, gleich als die Güter ins Haus gebracht wurden; hier ist die Quittung; Kläger muß seine eigne Handschrift darin erkennen, und ich kann hier zwei Zeugen aufführen, die zugegen waren, als das Geld bezahlt, und diese Quittung hier geschrieben wurde.“ Der erste Schelm sah sich hier von einem noch größern überlistet, und der Kläger gestand mit vielen Entschuldigungen, daß er einen Irrthum begangen habe, mußte aber, wie billig, die Kosten tragen.

## Der Gedankenstrich.

Ich kam zu meinem Freunde. Zu meiner Verwunderung traf ich ihn noch im Bette. Vor ihm stand das Tischchen mit dem Kaffee. Er legte Schreibtafel und Bleifeder weg.

„Krank bist du nicht, das lehrt dein Anblick“. — sagte ich — „Fast möchte ich vermuthen, daß der kleine Schalk Amor auch dich endlich zum Besten hätte! — Ja, ja! ein Hagestolz, der sich noch in den Federn dehnt, wenn die Morgensonne schon so hoch steht, der Schreibtafel und Bleifeder mit ins Bette nimmt —! „Zeig doch her:, was hast du denn geschrieben?“

Es sollte erst werden — sagte er.

„Verse doch?“

Ich kanns nicht leugnen —

Ich nahm ihm das Pergament, es stand nur die Ueberschrift darauf: An meine K — ne. „Nun, da haben wirs! An meine K — ne! Und wie leicht ist der geheime Strich ausgefüllt! Nun hilft kein Leugnen; bekenne also; schildere — was ja Liebhaber so gerne thun.“

Wenn es denn seyn muß — sagte er, und wendete sich bequem gegen mich: Es ist allerdings ein herrliches Geschöpf!

„Von hier?“

Bewahre! nur die reizendste Gegend unsers Vaterlandes konnte ein so treffliches Wesen hervorbringen. Sie ist eine Meißnerin.

„Jung ist sie, das versteht sich! auch hübsch?“

Denke dir eine Verschmelzung der leichtesten Soubrette mit der stattlichsten Prima Donna, wenn du kannst, und du hast ungefähr die Umrisse ihres Baues. Dabei ein Kolorit, wie frischgefallener Schnee, auf den das erste Morgenroth seine Purpurstrahlen wirft. —

„Das ist ein wenig viel; doch so etwas vergiebt man der optischen Täuschung deiner Umstände gern. Aber ihr Geist, ihre Sitten?“

Ein gewisses gleichmüthiges, gesetztes Wesen ist ihr natürlich; aber zum Glück kann sie auch warm werden, dann ist sie erst recht interessant. Doch damit du nicht glaubst, ich erliege auch hier der optischen Täuschung, will ich nicht die Eigenschaften sondern deren Wirkungen angeben. Sie scheint für mich allein zu existiren. Wenn sich Andre mit ihr beschäftigen, so verhält sie sich nur leidend,

und giebt kalt den leidigen Verhältnissen nach; außer wo ich ihr selbst wie Andre Gesellschaft werde. Ihre Unterhaltung ist mir die wohlthätigste, und gerade, wie sie sich für mich, der ich über die Jünglingsjahre hinaus bin, schickt: nicht tändelnd und schäkernd, wozu sie überhaupt nicht gemacht ist, sondern hübsch solid und doch sehr angenehm. Du weißt, ich leide zuweilen an einer gewissen Schwere und Düsterheit des Kopfs, die ihr Ansatz zur Hypochondrie nennt: ich schwöre dir, nichts in der Welt stellt mich so schnell her, als sie. Wenn sie nur einige Minuten mit Gemüthlichkeit ihr Inneres ergießt und es meiner treuen Brust anvertraut, so ist aller Trübsinn dahin, und ich fühle mich nicht nur heiter, sondern in der That auch zu jedem Geschäfte des Lebens gestärkt. Nimm mirs nicht übel, daß ich so ernst darüber

werde. Wer könnte ohne Dankbarkeit und Rührung solcher Verdienste gedenken? Auch auf meine Freunde wirkt sie entzückend und wohlthätig. Es trifft sich wol, daß zuweilen einer kömmt, wenn sie so eben bei mir ist. Jeder hat sie schon beim ersten Anblick gern; und mancher, der gelangweilt schon nach Hut und Stock greift, legt beides säuberlich wieder hin, wenn sie kömmt, und wir sind nun in einem fröhlichen Zuge der Unterhaltung, wir wissen selber nicht wie —

„Genug, genug, du, weit über dein Verdienst, Glücklicher!“ — fiel ich ein — „Aberschlecht ist's von dir, daß du Andern ihre Bekanntschaft gegönnt hast, und ich jezt das erste Wort von ihr erfahre. Du solltest mir Gelegenheit geben, ihre Bekanntschaft zu machen.“

Herzlich gern —

„Und recht bald will ich sie wenigstens sehen.“

Sogleich! da! rief er lachend, und zeigte auf seine Kaffeekanne. — Der garstige Hagestolz! Nicht Klementine, nicht Karoline.

## Die Prinzessin und ihre Freier.

(Altfränkische Erzählung nach Karamsin)

In einem gewissen Reiche herrschte König Gutherz, Vater einer einzigen Tochter. Sie war seine Freude, sein Stolz. Die schöne Königstochter hieß sie allgemein, und wem ein Herz im Busen schlug, der sah mit Entzücken die liebenswürdige, sanfte, reizende Prinzessin. Wenn der König, ihr Vater, mit dem reichen Purpurgewande bekleidet, die von Saphiren und Rubinen strahlende Krone auf seinem Haupte, da saß auf dem hohen Throne, umringt von den Schaaren seines glücklichen

Volks, und, den goldenen Zepter in der Rechten haltend, seinen Unterthanen Recht sprach; wenn er, seufzend, mit traurigem Herzen den Schuldigen zur gerechten Strafe verdammte: dann erschien an den Stufen des Throns seine holde Tochter, sah dem Vater sanftbittend ins Auge, streckte ihren lilienweißen Arm aus gegen den Richter — und plötzlich strahlte die Sonne der Gnade auf seinem Gesichte: verziehen wurde dem Verbrecher, der sich's mit einem heiligen Schwur gelobte, von nun an ein treu gesetzmäßiger Unterthan seines huldreichen Monarchen zu seyn. Reich beschenkt entließ die Prinzessin den Dürftigen, der sich ihr nahte, mit Engelsmilde und Sanftmuth trocknete sie die Zähren des Betrübten; bei ihr suchte und fand die verfolgte Unschuld Schutz und Rettung. Mutter nannten sie alle Waisen in des Königs weit ausgedehntem

Reiche, und selbst die Unglücklichen, die, von der Natur des edelsten Guts beraubt, auf dem Krankenlager schmachteten, genasen oder fühlten Linderung durch ihre wohlthätige Hand. Denn erfahren war die Prinzessin der Heilkunde; sie kannte die geheimen Kräfte der Pflanzen und Mineralien, des vom Himmel tröpfelnden Thau's und der Quellen, die unter der Erde rieseln. So war der Geist der schönen Königstochter, so ihr Herz. Die Reize ihres Körpers besangen alle Dichter der damaligen Zeit, und priesen sie als das Meisterstück der unnachahmlichen Natur. Damals aber waren die Dichter nicht Schmeichler, wie jezt: schwarz nannten sie nicht weiß, Zwerge nicht Riesen. Bei ihnen hieß der Mißgeschaffene nicht Muster des Ebenmaaßes und der körperlichen Vollkommenheit. Ich fand nicht längst in einem alten Büchersaale

das Original eines Liedes, das ein Dichter von ihr sang. Hier ist eine treue Uebersezzung davon:

„Reizender als der leuchtende Mond, der „unter zahllosen Sternen am reinen Him„mel strahlt, ist unsre schöne Königstochter, „wenn sie mit ihren Gespielen auf grünen„den Wiesen lustwandelt; schöner als seine „blendendweißen Strahlen, die den wogen„den Saum der grauen Nachtwolken durch„brechen, glänzen ihre blonde Locken um „den schneeweißen Hals und die alabaster„nen Schultern. Erhaben wandelt sie ein„her, wie der edle Schwan, wie die liebli„che Tochter des Himmels. Der lasurne „Aether, in dem der Liebe Stern blizt, „ist ein Bild ihrer strahlenden Augen; über „ihnen wölben sich die zarten Augenbraunen „sanft, gleich dem Bogen des Himmels.

„Ihre Wangen sind weiße Lilien, von den „Purpurstrahlen der Morgensonne geröthet; „zwei Reihen der reinsten Perlen wenn sie „die Korallenlippen öffnet; zwei Hügel mit „blendendem Reife bedeckt: — doch wer „vermag alle ihre Reize würdig zu besin„gen!“

Fama, die geflügelte Göttin, war damals so geschwätzig als jezt; sie flog durch alle Länder der Welt und redete von der wunderschönen Königstochter, und konnte nicht aufhören zu erzählen. Aus vielen mächtigen Reichen wallfahrteten Königssöhne daher, die Reizende zu schauen. Sie schlugen ihre reichen, hochwipfligten Zelte vor Königs Gutherz Marmorpallast auf, und kamen ihm zuzusprechen. Er kannte den Bewegungsgrund ihres Besuchs und freute sich im Herzen, denn er wünschte seiner geliebten Tochter einen wür-

digen Gemahl. Die Königssöhne sahen die reizende Prinzessin und entbrannten in Liebe. Jeder von ihnen sprach zum Könige, ihrem Vater; „König, ich komme aus einem Reiche von hundert Provinzen, mein Vater herrscht mit Ruhm gekrönet über unzählige Völker; Fruchtbarkeit beglückt unsern Boden und hoch erheben sich unsere Burgen und Paläste; in ihnen schimmert Gold und Silber und Edelgestein, und bunte Tapeten von gewürktem Sammet kleiden die Wände der hochgewölbten Gemächer. König, gieb mir deine Tochter zur Gemahlin." — „Suche ihre Liebe zu gewinnen," war des Königs Antwort. Und alle Prinzen blieben an seinem Hofe, das Herz der schönen Königstochter wo möglich zu fesseln. Schmachtend blickte Jeder die Holde an, und aus eines jeden Miene sprach die deutliche Bitte: — „Liebe mich, reizende Prin-

gen?“ — Man muß hier wissen, daß die Liebhaber der damaligen Zeit schüchtern und verschämt wie junge Mädchen waren; daß sie durch Worte der Königin ihres Herzens nicht zu explizieren wagten, was sie fühlten. Jetzt sind sie um ein gutes Theil dreister geworden; dafür hat aber auch in unsern Tagen die beredte Pantomimensprache alle ihre Kraft verloren. Die Anbeter der schönen Prinzessin hatten noch ein andres Mittel, ihre Leidenschaft auszudrücken, ein Mittel, das jetzt auch ziemlich aus der Mode gekommen ist: jede Nacht schlichen sie unter die Fenster ihrer Schlafgemächer und sangen zur Mandoline, mit heiser Stimme, Klagelieder in der Sprache ihres Landes; jedes Couplet schloß sich mit Seufzern, flehte ein Herz von Marmor zu erweichen. Wo aber fünf, sechs, zehn, zwanzig Liebhaber sich versammelten, da

warfen sie das Loos um den Vorrang, und jeder, wie die Reihe ihn traf, ergoß die Qual seines Herzens in rührende Gesänge. Die übrigen streckten dann die Arme aus, wandelten auf und nieder, und sahen schmachtend nach dem Fenster der schönen Königstochter. Aber die Fenster der schönen Königstochter öffneten sich nicht; bis endlich alle, des Harrens müde, in ihr Gemach zurückkehrten und dort im Arme des Schlafs ihrer Liebespein vergaßen.

So verflossen Tage, Wochen, Monate. Die schöne Prinzessin sah auf diesen und jenen ihrer königlichen Anbeter, aber in ihren Augen las man nur kalte Gleichgültigkeit gegen die Prinzen, ihre Freier. Endlich drangen sie alle in den König und forderten einmüthig von ihm, daß seine reizende Tochter bestimmt erkläre, wen von ihnen ihr Herz zum Gatten erwähle. „Schon lange genug,"

sagten sie, „haben wir in Deinem Marmorpallaste geharrt, lange genug Dein Salz und Brot gegessen, und mehr als ein Faß des süßen Weines geleert; wir müssen zurückkehren in die heimathlichen Fluren zu Eltern und Geschwistern. König, wir wünschen zu wissen, wer Dein Eidam seyn wird? „Lieben Gäste," — antwortete König Gutherz — „und wenn Ihr Jahre an meinem Hofe verlebtet, so würde ich Euch immer mit gleichem Vergnügen bewirthen. Doch will ich Euch nicht gegen Euren Willen zurückhalten. Ich erfülle Euren Wunsch, und gehet sogleich zur Prinzessin, meiner Tochter. Zwar werde ich sie zu keiner Wahl zwingen; der aber, für den sie sich erklärt, erhält mit ihr mein ganzes Reich, wird mein Sohn und Nachfolger." So sagte der König, und ging ins Gemach seiner Tochter. Sie saß und stickte mit Gold und Silber ein

schimmerndes Gewand; kaum aber gewahrte sie den Vater, so stand sie ehrfurchtsvoll von ihrem Sitze auf, und führte seine Hand an ihre Lippen. Er setzte sich zu ihr, und sagte mit dem Tone der zärtlichsten Vaterliebe: „Meine geliebte, verständige Tochter! Du weißt, ich habe keine Kinder außer Dir; Du bist mir theurer, als mein Leben. Unser Geschlecht muß dieses Reich beherrschen; so erkiese Dir denn einen Gemahl! Lange schon haben Deine Reize eine Menge der edelsten Königssöhne an meinem Hofe versammelt; wähle unter ihnen, meine holde Tochter, und erfülle den sehnlichsten Wunsch Deines Vaters, der Dich so zärtlich liebt.“ Lange saß die Prinzessin schweigend, und heftete ihre großen, dunkelblauen Augen auf den Boden; in ihnen glänzten Thränen, gleich dem Thau des Himmels, den der sanfte Zephyr auf die Rose

hauchte. Endlich richtete sie ihren Blick auf den geliebten Vater. „Mein theurer Vater,“ sprach sie mit zärtlicher Stimme, „laß mich noch nicht meine Freiheit mit dem Joch der Ehe vertauschen; die Vögel des Himmels lieben sie, und die vermählte Jungfrau ist ihrer unwiederbringlich beraubt. Jezt lebe ich bei Dir in sorgloser Fröhlichkeit, mein Herz kennt keinen Kummer, ich bestrebe mich nur, meinem geliebten Vater Freude zu machen. Ich finde an den Prinzen nichts zu tadeln, aber vergönne, ach! vergönne mir, noch im jungfräulichen Stande zu leben.“ — „Ich bin Dein zärtlicher Vater,“ sagte der König, „nicht Dein Tyrann; verständige Eltern können die Neigung ihrer Kinder nur leiten, nicht zwingen, wie der erfahrne Steuermann sein Schiff durch Sturm und Klippen leitet; aber vermag er zu gebieten, daß die Windstille werde zum segelschwel-

lenden Winde? Vermag er den Wind, der aus Osten wehet, in den aus Westen zu wandeln?“ Der König umarmte seine Tochter, kehrte zu den Prinzen zurück und sagte ihnen, mit bekümmerter Miene und der schonendsten Höflichkeit: daß sie sich nicht entschließen könne, für einen von ihnen ihre Freiheit zu vertauschen. Man denke sich die Bestürzung der Königssöhne! Jeder derselben hatte sich mit der süßen Hoffnung geschmeichelt, von der schönen Prinzessin zum Gemahl erkohren zu werden. Da standen sie, wie vom Donner gerührt, versunken in Nachdenken über die Bewegungsgründe dieser höchst unerwarteten Weigerung. Der eine rieb sich die Stirn mit einem weißen Tuche; ein Zweiter heftete seine Augen starr auf den Boden; der Dritte verhüllte sich mit der Hand; der Vierte verzupfte sein Gewand; der Fünfte besah die Spitzen seiner

Füße, gleich dem indischen Braminen, der über das Wesen der menschlichen Seele nachdenkt; *) der Sechste, — doch was in diesem Augenblicke der Sechste, Siebente und die Uebrigen thaten, davon schweigt die Geschichte. Zuletzt vereinigten sich alle in einen gewaltigen Seufzer, und dankten ihrem Wirth mit schwacher Stimme für die gastfreie Aufnahme. In einem Augenblicke verschwanden die weißen Zelte vor dem Pallaste des Königs. Die Prinzen bestiegen ihre Rosse, und jeder zog mit schwerem Herzen die Straße, die er gekommen war.

Am Hofe war alles ruhig und still. Der König fuhr rastlos fort in seinem Bemühen; und sein Bemühen war, mit väterlicher Liebe

*) oder dem deutschen Professor, der einer Giftmischerin Gemüth ergründet.

zu regieren, und Glück und Segen über sein gro-
ßes Reich zu verbreiten. So wie aber auch
immer der Gastfreie selten ohne Gäste bleibt,
so langte auch, bald nach der Abreise der Prin-
zen, ein wandernder Astrolog, Gymnosophist,
Magier, Chaldäer an, mit einem hohen Tur-
ban auf dem Haupte, an dem Sonne, Mond
und Sterne vorgestellt waren. Er lebte meh-
rere Wochen an dem Hofe des Königs, aß und
trank auf philosophisch, d. h. für fünf Mann,
und sprach dabei unaufhörlich von Mäßigkeit
und Diät. Der König begegnete ihn mit her-
ablassender Milde, befragte ihn über die Ent-
stehung der Welt, über die Sterne des Him-
mels und die im Schooße der Erde verborge-
nen Erze. Zur Ehre des herumirrenden Ritters
muß gesagt werden, daß er viel physische, histo-
rische und philosophische Kenntnisse hatte; daß
das menschliche Herz für ihn nicht in unleserli-

„Ihre Wangen sind weiße Lilien, von den „Purpurstrahlen der Morgensonne geröthet; „zwei Reihen der reinsten Perlen wenn sie „die Korallenlippen öffnet; zwei Hügel mit „blendendem Reife bedeckt: — doch wer „vermag alle ihre Reize würdig zu besin„gen!“

Fama, die geflügelte Göttin, war damals so geschwätzig als jezt; sie flog durch alle Länder der Welt und redete von der wunderschönen Königstochter, und konnte nicht aufhören zu erzählen. Aus vielen mächtigen Reichen wallfahrteten Königssöhne daher, die Reizende zu schauen. Sie schlugen ihre reichen, hochwipfligten Zelte vor Königs Gutherz Marmorpallast auf, und kamen ihm zuzusprechen. Er kannte den Bewegungsgrund ihres Besuchs und freute sich im Herzen, denn er wünschte seiner geliebten Tochter einen wür-

digen Gemahl. Die Königssöhne sahen die reizende Prinzessin und entbrannten in Liebe. Jeder von ihnen sprach zum Könige, ihrem Vater; „König, ich komme aus einem Reiche von hundert Provinzen, mein Vater herrscht mit Ruhm gekrönet über unzählige Völker; Fruchtbarkeit beglückt unsern Boden und hoch erheben sich unsere Burgen und Paläste; in ihnen schimmert Gold und Silber und Edelgestein, und bunte Tapeten von gewürktem Sammet kleiden die Wände der hochgewölbten Gemächer. König, gieb mir deine Tochter zur Gemahlin." — „Suche ihre Liebe zu gewinnen," war des Königs Antwort. Und alle Prinzen blieben an seinem Hofe, das Herz der schönen Königstochter wo möglich zu fesseln. Schmachtend blickte Jeder die Holde an, und aus eines jeden Miene sprach die deutliche Bitte: — „Liebe mich, reizende Prin-

zessin!" — Man muß hier wissen, daß die Liebhaber der damaligen Zeit schüchtern und verschämt wie sittsame Mädchen waren; daß sie durch Worte der Königin ihres Herzens nicht zu erklären wagten, was sie fühlten. Jezt sind sie um ein gutes Theil dreister geworden; dafür hat aber auch in unsern Tagen die beredte Mienensprache alle ihre Kraft verloren. Die Anbeter der schönen Prinzessin hatten noch ein andres Mittel, ihre Leidenschaft auszudrücken, ein Mittel, das jezt auch ziemlich aus der Mode gekommen ist: jede Nacht schlichen sie unter die Fenster ihres Schlafgemachs und sangen zur Mandoline, mit leiser Stimme, Klagelieder in der Sprache ihres Landes; jedes Couplet schloß sich mit Seufzern, fähig ein Herz von Marmor zu erweichen. Als aber fünf, sechs, zehn, ja zwanzig Liebhaber sich versammelten, da

mar-

warfen ſie das Loos um den Vorrang, und jeder, wie die Reihe ihn traf, ergoß die Qual ſeines Herzens in rührende Geſänge. Die übrigen ſtreckten dann die Arme aus, wandelten auf und nieder, und ſahen ſchmachtend nach dem Fenſter der ſchönen Königstochter. Aber die Fenſter der ſchönen Königstochter öffneten ſich nicht; bis endlich alle, des Harrens müde, in ihr Gemach zurückkehrten und dort im Arme des Schlafs ihrer Liebespein vergaßen.

So verfloſſen Tage, Wochen, Monate. Die ſchöne Prinzeſſin ſah auf dieſen und jenen ihrer königlichen Anbeter, aber in ihren Augen las man nur kalte Gleichgültigkeit gegen die Prinzen, ihre Freier. Endlich drangen ſie alle in den König und forderten einmüthig von ihm, daß ſeine reizende Tochter beſtimmt erkläre, wen von ihnen ihr Herz zum Gatten erwähle. „Schon lange genug,“

sagten sie, „haben wir in Deinem Marmorpallaste geharrt, lange genug Dein Salz und Brot gegessen, und mehr als ein Faß des süßen Weines geleert; wir müssen zurückkehren in die heimathlichen Fluren zu Eltern und Geschwistern. König, wir wünschen zu wissen, wer Dein Eidam seyn wird? „Lieben Gäste," — antwortete König Gutherz — „und wenn Ihr Jahre an meinem Hofe verlebtet, so würde ich Euch immer mit gleichem Vergnügen bewirthen. Doch will ich Euch nicht gegen Euren Willen zurückhalten. Ich erfülle Euren Wunsch, und gehet sogleich zur Prinzessin, meiner Tochter. Zwar werde ich sie zu keiner Wahl zwingen; der aber, für den sie sich erklärt, erhält mit ihr mein ganzes Reich, wird mein Sohn und Nachfolger." So sagte der König, und ging ins Gemach seiner Tochter. Sie saß und stickte mit Gold und Silber ein

schimmerndes Gewand; kaum aber gewahrte sie den Vater, so stand sie ehrfurchtsvoll von ihrem Sitze auf, und führte seine Hand an ihre Lippen. Er setzte sich zu ihr, und sagte mit dem Tone der zärtlichsten Vaterliebe: „Meine geliebte, verständige Tochter! Du weißt, ich habe keine Kinder außer Dir; Du bist mir theurer, als mein Leben. Unser Geschlecht muß dieses Reich beherrschen; so erkiese Dir denn einen Gemahl! Lange schon haben Deine Reize eine Menge der edelsten Königssöhne an meinem Hofe versammelt; wähle unter ihnen, meine holde Tochter, und erfülle den sehnlichsten Wunsch Deines Vaters, der Dich so zärtlich liebt.“ Lange saß die Prinzessin schweigend, und heftete ihre großen, dunkelblauen Augen an den Boden; in ihnen glänzten Thränen, gleich dem Thau des Himmels, den der sanfte Zephyr auf die Rose

haucht. Endlich richtete sie ihren Blick auf den geliebten Vater. „Mein theurer Vater,“ sprach sie mit zärtlicher Stimme, „laß mich noch nicht meine Freiheit mit dem Joch der Ehe vertauschen; die Vögel des Himmels lieben sie, und die vermählte Jungfrau ist ihrer unwiederbringlich beraubt. Jezt lebe ich bei Dir in sorgloser Fröhlichkeit, mein Herz kennt keinen Kummer, ich bestrebe mich nur, meinem geliebten Vater Freude zu machen. Ich finde an den Prinzen nichts zu tadeln, aber vergönne, ach! vergönne mir, noch im jungfräulichen Stande zu leben.“ — „Ich bin Dein zärtlicher Vater,“ sagte der König, „nicht Dein Tyrann; verständige Eltern können die Neigung ihrer Kinder nur leiten, nicht zwingen, wie der erfahrne Steuermann sein Schiff durch Sturm und Klippen leitet; aber vermag er zu gebieten, daß die Windstille werde zum seegelschwel-

lenden Winde? Vermag er den Wind, der aus Osten wehet, in den aus Westen zu wandeln?“ Der König umarmte seine Tochter, kehrte zu den Prinzen zurück und sagte ihnen, mit bekümmerter Miene und der schonendsten Höflichkeit: daß sie sich nicht entschließen könne, für einen von ihnen ihre Freiheit zu vertauschen. Man denke sich die Bestürzung der Königssöhne! Jeder derselben hatte sich mit der süßen Hoffnung geschmeichelt, von der schönen Prinzessin zum Gemahl erkohren zu werden. Da standen sie, wie vom Donner gerührt, versunken in Nachdenken über die Bewegungsgründe dieser höchst unerwarteten Weigerung. Der eine rieb sich die Stirn mit einem weißen Tuche; ein Zweiter heftete seine Augen starr auf den Boden; der Dritte verhüllte sich mit der Hand; der Vierte verzupfte sein Gewand; der Fünfte besah die Spitzen seiner

Füße, gleich dem indischen Braminen, der über das Wesen der menschlichen Seele nachdenkt; *) der Sechste, — doch was in diesem Augenblicke der Sechste, Siebente und die Uebrigen thaten, davon schweigt die Geschichte. Zuletzt vereinigten sich alle in einen gewaltigen Seufzer, und dankten ihrem Wirth mit schwacher Stimme für die gastfreie Aufnahme. In einem Augenblicke verschwanden die weißen Zelte vor dem Pallaste des Königs. Die Prinzen bestiegen ihre Rosse, und jeder zog mit schwerem Herzen die Straße, die er gekommen war.

Am Hofe war alles ruhig und still. Der König fuhr rastlos fort in seinem Bemühen; und sein Bemühen war, mit väterlicher Liebe

*) oder dem deutschen Professor, der einer Giftmischerin Gemüth ergründet.

zu regieren, und Glück und Segen über sein gro-
ßes Reich zu verbreiten. So wie aber auch
immer der Gastfreie selten ohne Gäste bleibt,
so langte auch, bald nach der Abreise der Prin-
zen, ein wandernder Astrolog, Gymnosophist,
Magier, Chaldäer an, mit einem hohen Tur-
ban auf dem Haupte, an dem Sonne, Mond
und Sterne vorgestellt waren. Er lebte meh-
rere Wochen an dem Hofe des Königs, aß und
trank auf philosophisch, d. h. für fünf Mann,
und sprach dabei unaufhörlich von Mäßigkeit
und Diät. Der König begegnete ihn mit her-
ablassender Milde, befragte ihn über die Ent-
stehung der Welt, über die Sterne des Him-
mels und die im Schooße der Erde verborge-
nen Erze. Zur Ehre des herumirrenden Ritters
muß gesagt werden, daß er viel physische, histo-
rische und philosophische Kenntnisse hatte; daß
das menschliche Herz für ihn nicht in unleserli-

chen Zügen geschrieben war. Er kannte den Menschen, und errieth oft aus den Augen die geheimsten Wünsche und verborgensten Gedanken. In unsern Tagen würde man ihn, ich weiß nicht wie? genannt haben; damals aber hieß er ein Weiser. Es ist bekannt, daß jedes Jahrhundert einen andern Begriff mit diesem Worte verbindet. — Dieser Weise rüstete sich denn endlich zum Abzuge und sagte dem Könige, beim Abschiede, folgende merkwürdige Worte: „Aus Dankbarkeit für Deine Gnade (und für Deinen guten Tisch, hätte er nur hinzufügen mögen,) will ich Dir, König, ein wichtiges, Deinem Herzen höchst wichtiges Geheimniß entdecken. Nichts ist meiner Weisheit verborgen, auch nicht das Herz der schönen Prinzessin, Deiner Tochter. Wisse denn, sie liebt; aber sie wagt es nicht ihre Liebe zu gestehen. Die Blume, die kein

Sonnenstrahl beſcheint, welkt und verliert ihre Schönheit; Liebe aber iſt die Blume des Lebens. Mehr kann ich Dir nicht ſagen. Lebe wohl!“ Er drückte dem Könige die Hand, verließ den Pallaſt, beſtieg ſeinen Eſel und zog weiter in ein andres Land.

Lange blieb der König im Nachdenken verſunken, ungewiß, ob er den Worten des Weiſen glauben ſollte: da trat die Prinzeſſin herein, um ihm ihren Morgengruß zu bringen. Mit zärtlicher Theilnahme fragte ſie ihn, wie er geſchlummert habe. „Sehr unruhig, liebe Tochter,“ war die Antwort, „mancherlei ſchwankende Träume gingen vor meinem Geiſte vorüber; einer derſelben iſt mir noch ſehr erinnerlich. Mir kam es vor, als ob ich in Geſellſchaft mehrerer Menſchen an eine dunkle Höhle gelangte, wo den Sterblichen ihr künftiges Schickſal enthüllt ward. Jeder von

uns hatte Fragen an das Orakel zu thun. Nach der Reihe stiegen wir hinab in die dämmernde Grotte, die durch eine einzige Lampe matt erleuchtet wurde; Jeder schrieb seine Frage an die Mauer, und im Augenblicke brannte die Antwort auf derselben Stelle in feurigen Zügen. Ich wollte erfahren, ob mich bald holde Enkel umtanzen würden? Aber denke Dir mein Entsetzen, als ich die Worte erblickte: „Vielleicht nie!“ Meine Hand bebte; doch schrieb ich noch diese beiden Fragen hin: Hat denn meine Tochter ein Herz von Marmor? Wird sie nie lieben?“ Sie liebt schon,“ war die Antwort, „aber sie verhehlt ihre Liebe, und stiller Gram nagt an ihrem Herzen. Da feuchteten Thränen meine Wangen, und wehmüthig ergoß sich das Herz in sanften Klagen über Dich, mein geliebtes Kind! wodurch habe ich

dieſe Zurückhaltung, dieſes Mißtrauen verdient? Sollte ich, Dein zärtlicher Vater, Dein beſter Freund, der Wahl Deines Herzens zuwider ſeyn? Habe ich nicht immer Deine Wünſche, gleich heiligen Pflichten, erfüllt? Habe ich nicht trotz meiner Jahre, den Schmetterling zu haſchen geſucht, der Dir gefiel? Hat nicht meine eigene Hand die Blumen ſorgfältig gepflegt, die Du vorzüglich liebteſt?" Da weinte die ſchöne Prinzeſſin, ergriff die Hand des Königs, drückte ſie mit Inbrunſt an ihre Lippen. „Vater, mein theurer Vater," rief ſie mit einem unterdrückten Seufzer, und ſah ihm dabei bewegt ins Auge; dann ſtürzte ſie weg in ihr Gemach. „Und ſo hatte der Weiſe doch Recht," dachte der König, „ſo waren ihm die geheimſten Wünſche ihres Herzens nicht verborgen geblieben? Und warum ſie mir verhehlen? Die Grauſame! Warum mir nicht

gestehen, wer von den Königssöhnen ihr Herz besiegte? Vielleicht war er nicht so reich, nicht so berühmt, wie die andern. Ist mir denn Ruhm und Reichthum von Nöthen? Habe ich etwa nicht genug des Goldes und Silbers und schimmernder Edelsteine, und hätte mein Eidam nicht etwa durch seine Gemahlin Ruhm erlangt? Nein, ich will, ich muß alles wissen." Also sprach er bei sich, und wollte seiner Tochter in ihr Gemach folgen. An der Thür desselben vernahm er von innen eine männliche Stimme, die diese Worte sprach: „Nein, nein holde Prinzessin! nie kann, nie wird der König, Dein Vater, einwilligen, mich als Eidam zu sehen." Das Herz des Königs bebte; er riß die Thür auf. Aber — welche Feder beschriebe seine Gefühle! — Was erblickten seine Augen? der mißgeschaffene, vorn und hinten buckliche Hofzwerg umarmte die reizende

Prinzessin, und sie — sie vergoß Thränen, und drückte ihm die brennendsten Küsse auf Mund und Wangen. Der König war wie versteinert; aber seine holde Tochter warf sich ihm zu Füßen, und sprach mit entschlossener Stimme: „Mein Vater, tödte mich, oder gieb mir den geliebten, den mir über alles werthen Zwerg zum Gemahl; nie, nie werde ich die Gattin eines Andern. Meine Seele lebt in der seinigen, mein Herz in seinem Herzen; im Leben und im Tode sind wir unzertrennlich.“ Unterdessen stand der Zwerg ruhig da und sah den König ehrerbietig, doch furchtlos an. Lange blieb dieser, mit starrem Blick, wie angewurzelt stehen; endlich rief er: „Gott, was sehe ich, was höre ich!“ und fiel ohnmächtig mit gesenktem Haupt in einen Lehnstuhl. Die Prinzessin umfaßte seine Knie; er sah sie an, aber die Holde konnte diesen Blick nicht er-

Guitarre meisterhaft, und sang zu ihren Akkorden rührende Lieder von seiner eigenen Dichtung. Er verstand die vortreffliche Kunst, auf Leinwand und auf Papier Leben zu zaubern, wenn sein Pinsel die Helden des Alterthums oder ein Ideal weiblicher Schönheit oder krystallne Bäche darstellte, von hohen Weiden beschattet, in deren kühlem Schatten der Hirt, von seiner Heerde umgeben, sich lagerte. Bald flog der Ruf von den Talenten und Kenntnissen des bewunderungswürdigen Zwerges durch die Stadt und durch das ganze Reich. Jeder suchte seine Bekanntschaft, Alte und Junge, Männer und Weiber; kurz, der talentvolle Zwerg ward ein Gegenstand der allgemeinsten, dauerhaftesten Mode. Ein Dienst von der äußersten Wichtigkeit, den er seinem Vaterlande leistete — — doch davon an einem andern Orte.

Als die schöne Prinzessin nur noch zehn oder zwölf Frühlinge zählte, da kam der geistvolle Zwerg oft zu ihr ins Gemach, und erzählte Märchen von den wohlthätigen Feen und den boshaften Zauberern. Unter dem Bilde jener stellte er die heiligen, liebenswürdigen Tugenden vor, deren Ausübung die Menschen beglückt; unter diesen aber verstand er die schändlichen, verderblichen Laster, die durch ihren giftigen Hauch das blühende Lebensthal in einen Abgrund der Finsterniß und des Todes verwandeln. Oft vergoß die gefühlvolle Prinzessin Thränen des Mitleids bei den Erzählungen von den Leiden der liebenswürdigsten Prinzen und Königstöchter; aber die reinste Freude leuchtete aus ihren Augen, wenn sie, nach Bestehung zahlloser schwerer Schicksalsprüfungen, im Arm der Liebe, durch das süßeste Erdenglück belohnt und entschädigt wur-

zu einem zwar geistvollen, aber doch körperlich so häßlichen Zwerge (sagt ein Schriftsteller der damaligen Zeit) erinnert an einen gewissen König des Alterthums, der sich zum Sterben in — Froschaugen verliebte. Er rief die Weisen seines Reichs zusammen, und legte ihnen die Frage vor: welches das höchste, vortrefflichste Gut sei? Blühende Jugend antwortete der Erste; nach langem Bedenken Schönheit der Zweite; der Dritte Wissenschaften und Künste; die Gnade des Königs sagte der Vierte mit einer demüthigen Verbeugung u. s. w. Schwer seufzend, und mit Thränen im Auge, rief der König: „Nein nein! das höchste und vortrefflichste Gut besteht in — Froschaugen."

Jezt zu unserer Geschichte zurück. Wir sagten, daß der König die Thür aufriß und aus dem Zimmer seiner Tochter stürzte; —

doch wir sagten nicht, wohin er verschwand. Nun, so wisse denn der Leser, daß er in sein eigenes Zimmer verschwand, dort lange allein blieb, sich zu fassen suchte, nachdachte, überlegte, prüfte, erwog, zuletzt den Zwerg zu rufen befahl, dann die Prinzessin, — mit Beiden lange und mit Wärme redete; doch was er redete, verschweigt mein Gewährsmann.

Am folgenden Tage wurde in der ganzen Residenz verkündet: daß der König mit seinem Volke zu reden wünsche; und von allen Seiten strömte das Volk herbei, und umgab den Pallast in dichtgedrängten Reihen. Der König trat hervor, und nachdem sich das Jubelgeschrei: „Es lebe unser gnädiger König!" gelegt hatte, fragte er seine Unterthanen: „Meine Freunde, liebt ihr die Prinzessin, eures Königs Tochter? Und tausend Stimmen riefen: „Wir beten den Engel an!"

Der König. Ist es euer Wunsch, daß sie sich einen Gemahl erkiese?

Das Volk. Ach, der sehnlichste Wunsch unseres Herzens. Er muß dein Nachfolger werden; wir wollen ihn lieben, wie wir Dich und Deine holde Tochter lieben.

Der König. Aber werdet ihr auch zufrieden seyn mit ihrer Wahl?

Das Volk. Wer dem Herzen unserer holden Königstochter theuer ist, der ist es auch dem Herzen Deiner treuen Unterthanen.

In diesem Augenblicke rollte auf dem Balkon ein Vorhang in die Höhe, und es zeigte sich die holde Prinzessin im schneeweissen Gewande, mit den blonden Locken, die reizend ihren schönen Hals und Busen umflossen. Heiter, wie die Sonne, schaute sie auf die wogende Menge; ihr Blick hätte Millionen von Kannibalen entwaffnet. Neben ihr

stand der Zwerg. Ruhig und mit edlem Stolze sah er auf das umringende Volk zu seinen Füßen, mit der zärtlichsten Liebe auf die Prinzessin. Und abermals jauchzten tausend Stimmen: „Heil unserer holden Königstochter!“

Jezt zeigte der König auf den Zwerg. „Dieser hier ist es,“ rief er, „den eures Königs Tochter ewig zu lieben schwört, mit dem sie sich auf immer zu verbinden begehrt.“

Ein magisches Erstaunen durchfuhr die plötzlich verstummende Menge. Dann erhob sich allmählig ein Gemurmel wie das Summen der Bienen, und Einer sprach zum Andern: „Ist es möglich? ist das erhört? Unbegreiflich! Sie ist schön, wie ein Engel. Sie — eine Königstochter! und er, ein häßlicher bucklicher Zwerg, nicht aus königlichem Blut entsprossen!“

„Ich liebe ihn,“ sprach die schöne Prin-

zessin; und kaum waren diese Worte ihrem Munde entflohen, als der Zwerg auch dem Volke schon liebenswürdig schien.

„Ihr seyd erstaunt meine Freunde," fuhr jetzt der König fort; „aber so ist der Rathschluß des Himmels! Lange habe ich geschwankt und überlegt, und endlich — geb' ich von ganzem Herzen meinen väterlichen Segen zu dieser Verbindung." — Ihr kennt übrigens seine Würdigkeit; ihr habt hoffentlich die unschätzbaren Verdienste nicht vergessen, die er sich um sein und unser aller Vaterland erworben hat! Als die Barbaren, unter Anführung ihres gigantischen Königs, sich, wie ein verheerendes Ungewitter, unserm Gränzen nahten, damals die Sichel den Händen des erschrockenen Landmannes entsank und bleich vor Entsetzen der Hirt seine Herde verließ; da ging der junge Zwerg allein, unbewaffnet, einem

Olivenzweig in der Hand, ins Lager der wilden Feinde. Dort sang er, mit hinreißender Kunst, ein süßbezauberndes Friedenslied; und Rührung malte sich in den Zügen der Barbaren. Ihr König warf das Schwert von sich, umarmte den Sänger und riß ihm den Olivenzweig mit den Worten aus der Hand: „Wir sind Freunde; du hast mich entwaffnet.“ Dann kam dieser feindliche Gigant zu mir, als friedlicher Gast, und seine Schaaren entfernten sich von meines Reiches Gränzen. Womit belohne ich dich? fragte ich damals den jungen Zwerg. Mit deiner Gnade, entgegnete er, bescheiden lächelnd; und nun — —

Da rief die jubelnde Menge einstimmig: „Ja er sey der Gemahl unserer schönen Königstochter; er beherrsche uns nach Dir!“

Eine feierliche Musik ertönte. Das Volk jubelte laut; es stimmte Lobgesänge zur Ehre

des Paares an. Der König vereinte die Hände der Liebenden; bald darauf wurde ihre Vermählung vollzogen, und durch die glänzendsten Feste gefeiert.

Lange und glücklich lebte der Zwerg mit seiner reizenden Gemahlin. Als der König, nach einem thatenreichen Leben, sanft dem Tode in die Arme sank, so wie am Abend der müde Wanderer entschläft am murmelnden Bach: da bestieg sein Eidam, die strahlende Krone auf seinem Haupte, den goldenen Zepter in der Rechten, den verwaisten Thron; und schwur dem Volke, es gerecht zu beherrschen. Er hielt seinen Schwur, und die parthellose Geschichte nennt ihn unter den wenigen Monarchen, die liebende Väter ihrer Völker waren. Auf seinen Kindern ruhte die Schönheit ihrer holden Mutter und der Geist ihres glücklichen Vaters.

# Die Unzertrennlichen.

(Nach dem Englischen.)

Fanny Darby und Charlotte Wilkinson, zwei Töchter aus angesehenen Häusern in London, waren seit ihrer frühesten Kindheit Freundinnen, so sehr es zwei weibliche Wesen immer zu seyn vermögen. Jezt aber waren sie nicht mehr kleine Kinder, sondern schöne Kinder. Ihre Freundschaft war in mancherlei Ursachen begründet. Beide waren, wie schon gesagt, jung, beide schön, beide wußten es, und die Kenntniß dieses herrlichen Vorzuges gab beiden ein gewisses erhebendes Bewußtseyn, in welchem indessen Fanny den Vorrang vor ihrer

Freundin hatte. Daß beide die ersten Gesellschaften der Hauptstadt von England besuchten, geht aus dem früher Gesagten hervor. Nirgends sah man Fanny ohne Charlotte und Charlotte ohne Fanny; man nannte sie deshalb die zwei Rosen an einem Stocke, Orest und Pilades, die Unzertrennlichen.

Und ihr Freundschaftsbund sollte in diesem Augenblicke noch befestigt werden, denn Charlettens Bruder, der liebenswürdige Hauptmann Wilkinson, war der Verlobte der reizenden Fanny.

So war die Lage der Sachen, als ein Umstand eintrat, der — hier erzählt werden soll.

Am morgenden Tage war eine große Assemblee, woran die Damen und Herren der Residenz, welche Geburt, Stand und Reichthum zum Besuche derselben qualificirte, Theil nehmen sollten und wollten.

Viele Tage, ja mit unter Wochen vorher, hatten die Damen bereits über ihren Anzug gegrübelt und gesonnen. Wie schon im Allgemeinen die Frage: Womit werden wir uns kleiden? immer in Damenangelegenheiten jener: Was werden wir essen, oder trinken? vorangeht, so wurde sie hier bei einer so wichtigen Gelegenheit ausschließlich aufgeworfen; denn diese Sorgen gehören bei Festen der Art nicht den besuchenden Frauen an. Auch Fanny und Charlotte standen schon seit zwei Wochen vor der Assemblee an dieser entscheidenden Frage; wobei jedoch bemerkt wird, daß sie sich einzeln dieselbe vorlegten, daß hier die Unzertrennlichkeit aufhörte. Fanny hatte Erfindungsgeist; ein neues Kleid von neuem Schnitt, mit einer geschmackvollen neuen Stickerei sollte ihre Schönheit verherrlichen, und ihre Schwestern — selbst Charlotte — in Schatten setzen.

Es wird zu einem berühmten Zeichner, zu einem eben so berühmten Schneider gesandt, und beide erhalten die Weisung, die Ausführung der Erfindung zu übernehmen. Beide, gut bezahlt, arbeiten, der Anweisung gemäß, con amore, und in sechs Tagen wird das Opus den Händen der Eigenthümerin überliefert. Sie lächelt, läßt die Zufriedenen noch ein Mal das Gebilde des tiefsten Schweigens abtragen, und steht nun, als sie entfernt sind, entzückt im Anschauen vor der gaukelnden Körperhülle, entzückt, wie Pygmalion an dem belebten Gebilde. Wahrlich, der edelste Geschmack waltet in diesen Blumen, auf denen sich goldne Schmetterlinge wiegen, und durch deren Gewinde Genien mit Pfeil und Bogen wandeln, in diesen silbernen Sternen, womit das schneeweiße Gewand besäet ist. Vorsichtig und geheimnißvoll legt die glückliche Besitzerin das

Köſtliche zuſammen, daß es dem Auge der neidenden oder nachahmenden Welt verborgen ruhe, und mit ſeiner Pracht am großen Tage des Feſtes blende. Noch lag eine Ewigkeit von acht Tagen zwiſchen ihm und dem gegenwärtigen Augenblicke. Jezt fährt ſie zu Charlotten; ſie theilt ihr alle kleinen Geheimniſſe mit, nur nicht das von dem neuen Kleide.

Die Tage vergehn. Es iſt nur noch ein einziger übrig; am morgenden Tage ſoll das prächtige Gewand debütiren, da wird Fanny und ihre Charlotte zu einer dritten Freundin gebeten, wo Damengeſellſchaft iſt. Beide erſcheinen. Es iſt hier von mancherlei Dingen, und endlich auch von dem morgenden Tage, und von den Kleidern die Rede, welche die Damen anlegen wollen. Fanny ſchweigt, ihrem Plane gemäß; aber auch Charlotte iſt ſtumm. Man dringt in Fanny, ſie ſoll erzählen, wel-

Der König. Ist es euer Wunsch, daß sie sich einen Gemahl erkiese?

Das Volk. Ach, der sehnlichste Wunsch unseres Herzens. Er muß dein Nachfolger werden; wir wollen ihn lieben, wie wir Dich und Deine holde Tochter lieben.

Der König. Aber werdet ihr auch zufrieden seyn mit ihrer Wahl?

Das Volk. Wer dem Herzen unserer holden Königstochter theuer ist, der ist es auch dem Herzen Deiner treuen Unterthanen.

In diesem Augenblicke rollte auf dem Balkon ein Vorhang in die Höhe, und es zeigte sich die holde Prinzessin im schneeweissen Gewande, mit den blonden Locken, die reizend ihren schönen Hals und Busen umflossen. Heiter, wie die Sonne, schaute sie auf die wogende Menge; ihr Blick hätte Millionen von Kannibalen entwaffnet. Neben ihr

ſtand der Zwerg. Ruhig und mit edlem Stolze ſah er auf das umringende Volk zu ſeinen Füßen, mit der zärtlichſten Liebe auf die Prinzeſſin. Und abermals jauchzten tauſend Stimmen: „Heil unſerer holden Königstochter!“

Jezt zeigte der König auf den Zwerg. „Dieſer hier iſt es,“ rief er, „den eures Königs Tochter ewig zu lieben ſchwört, mit dem ſie ſich auf immer zu verbinden begehrt.“

Ein magiſches Erſtaunen durchfuhr die plötzlich verſtummende Menge. Dann erhob ſich allmählig ein Gemurmel wie das Summen der Bienen, und Einer ſprach zum Andern: „Iſt es möglich? iſt das erhört? Unbegreiflich! Sie iſt ſchön, wie ein Engel. Sie — eine Königstochter! und er, ein häßlicher bucklicher Zwerg, nicht aus königlichem Blut entſproſſen!“

„Ich liebe ihn,“ ſprach die ſchöne Prin-

zessin; und kaum waren diese Worte ihrem Munde entflohen, als der Zwerg auch dem Volke schon liebenswürdig schien.

„Ihr seyd erstaunt meine Freunde," fuhr jezt der König fort; „aber so ist der Rathschluß des Himmels! Lange habe ich geschwankt und überlegt, und endlich — geb' ich von ganzem Herzen meinen väterlichen Segen zu dieser Verbindung." — Ihr kennt übrigens seine Würdigkeit; ihr habt hoffentlich die unbelohnbaren Verdienste nicht vergessen, die er sich um sein und unser aller Vaterland erworben hat! Als die Barbaren, unter Anführung ihres gigantischen Königs, sich, wie ein verheerendes Ungewitter, unsern Gränzen nahten, damals die Sichel den Händen des erschrockenen Landmannes entsank und bleich vor Entsetzen der Hirt seine Herde verließ; da ging der junge Zwerg allein, unbewaffnet, einen

Olivenzweig in der Hand, ins Lager der wilden Feinde. Dort sang er, mit hinreißender Kunst, ein süßbezauberndes Friedenslied; und Rührung malte sich in den Zügen der Barbaren. Ihr König warf das Schwert von sich, umarmte den Sänger und riß ihm den Olivenzweig mit den Worten aus der Hand: „Wir sind Freunde; du hast mich entwaffnet.“ Dann kam dieser feindliche Gigant zu mir, als friedlicher Gast, und seine Schaaren entfernten sich von meines Reiches Gränzen. Womit belohne ich dich? fragte ich damals den jungen Zwerg. Mit deiner Gnade, entgegnete er, bescheiden lächelnd; und nun — —

Da rief die jubelnde Menge einstimmig: „Ja er sey der Gemahl unserer schönen Königstochter; er beherrsche uns nach Dir!“

Eine feierliche Musik ertönte. Das Volk jubelte laut; es stimmte Lobgesänge zur Ehre

des Paares an. Der König vereinte die Hände der Liebenden; bald darauf wurde ihre Vermählung vollzogen, und durch die glänzendsten Feste gefeiert.

Lange und glücklich lebte der Zwerg mit seiner reizenden Gemahlin. Als der König, nach einem thatenreichen Leben, sanft dem Tode in die Arme sank, so wie am Abend der müde Wanderer entschläft am murmelnden Bach: da bestieg sein Eidam, die strahlende Krone auf seinem Haupte, den goldenen Zepter in der Rechten, den verwaisten Thron; und schwur dem Volke, es gerecht zu beherrschen. Er hielt seinen Schwur, und die parteilose Geschichte nennt ihn unter den wenigen Monarchen, die liebende Väter ihrer Völker waren. Auf seinen Kindern ruhte die Schönheit ihrer holden Mutter und der Geist ihres glücklichen Vaters.

# Die Unzertrennlichen.

(Nach dem Englischen.)

Fanny Darby und Charlotte Wilkinson, zwei Töchter aus angesehenen Häusern in London, waren seit ihrer frühesten Kindheit Freundinnen, so sehr es zwei weibliche Wesen immer zu seyn vermögen. Jezt aber waren sie nicht mehr kleine Kinder, sondern schöne Kinder. Ihre Freundschaft war in mancherlei Ursachen begründet. Beide waren, wie schon gesagt, jung, beide schön, beide wußten es, und die Kenntniß dieses herrlichen Vorzuges gab beiden ein gewisses erhebendes Bewußtseyn, in welchem indessen Fanny den Vorrang vor ihrer

Freundin hatte. Daß beide die ersten Gesellschaften der Hauptstadt von England besuchten, geht aus dem früher Gesagten hervor. Nirgends sah man Fanny ohne Charlotte und Charlotte ohne Fanny; man nannte sie deshalb die zwei Rosen an einem Stocke, Orest und Pilades, die Unzertrennlichen.

Und ihr Freundschaftsbund sollte in diesem Augenblicke noch befestigt werden, denn Charlottens Bruder, der liebenswürdige Hauptmann Wilkinson, war der Verlobte der reizenden Fanny.

So war die Lage der Sachen, als ein Umstand eintrat, der — hier erzählt werden soll.

Am morgenden Tage war eine große Assemblee, woran die Damen und Herren der Residenz, welche Geburt, Stand und Reichthum zum Besuche derselben qualificirte, Theil nehmen sollten und wollten.

Viele Tage, ja mit unter Wochen vorher, hatten die Damen bereits über ihren Anzug gegrübelt und gesonnen. Wie schon im Allgemeinen die Frage: Womit werden wir uns kleiden? immer in Damenangelegenheiten jener: Was werden wir essen, oder trinken? vorangeht, so wurde sie hier bei einer so wichtigen Gelegenheit ausschließlich aufgeworfen; denn diese Sorgen gehören bei Festen der Art nicht den besuchenden Frauen an. Auch Fanny und Charlotte standen schon seit zwei Wochen vor der Assemblee an dieser entscheidenden Frage; wobei jedoch bemerkt wird, daß sie sich einzeln dieselbe vorlegten, daß hier die Unzertrennlichkeit aufhörte. Fanny hatte Erfindungsgeist; ein neues Kleid von neuem Schnitt, mit einer geschmackvollen neuen Stickerei sollte ihre Schönheit verherrlichen, und ihre Schwestern — selbst Charlotte — in Schatten setzen.

Es wird zu einem berühmten Zeichner, zu einem eben so berühmten Schneider gesandt, und beide erhalten die Weisung, die Ausführung der Erfindung zu übernehmen. Beide, gut bezahlt, arbeiten, der Anweisung gemäß, con amore, und in sechs Tagen wird das Opus den Händen der Eigenthümerin überliefert. Sie lächelt, läßt die Zufriedenen noch ein Mal das Gelübde des tiefsten Schweigens ablegen, und sieht nun, als sie entfernt sind, entzückt im Anschauen vor der gaukelnden Körperhülle, entzückt, wie Pygmalion an dem belebten Gebilde. Wahrlich, der edelste Geschmack waltet in diesen Blumen, auf denen sich goldne Schmetterlinge wiegen, und durch deren Gewinde Genien mit Pfeil und Bogen wandeln, in diesen silbernen Sternen, womit das schneeweiße Gewand bedeckt ist. Vorsichtig und geheimnißvoll legt die glückliche Besitzerin das

Köſtliche zuſammen, daß es dem Auge der neidenden oder nachahmenden Welt verborgen ruhe, und mit ſeiner Pracht am großen Tage des Feſtes blende. Noch lag eine Ewigkeit von acht Tagen zwiſchen ihm und dem gegenwärtigen Augenblicke. Jezt fährt ſie zu Charlotten; ſie theilt ihr alle kleinen Geheimniſſe mit, nur nicht das von dem neuen Kleide.

Die Tage vergehn. Es iſt nur noch ein einziger übrig; am morgenden Tage ſoll das prächtige Gewand debütiren, da wird Fanny und ihre Charlotte zu einer dritten Freundin gebeten, wo Damengeſellſchaft iſt. Beide erſcheinen. Es iſt hier von mancherlei Dingen, und endlich auch von dem morgenden Tage, und von den Kleidern die Rede, welche die Damen anlegen wollen. Fanny ſchweigt, ihrem Plane gemäß; aber auch Charlotte iſt ſtumm. Man dringt in Fanny, ſie ſoll erzählen, wel-

chen Anzug sie gewählt habe, und sie — täuscht die Neugierigen durch die Aeußerung, daß sie in einem allen bekannten Kleide erscheinen werde. Nun ist die Reihe an Charlotten, auch sie soll gestehen, womit sie sich kleiden werde. Sie weigert sich zu antworten, aber die Weigerung mehrt die Neugier; Charlotte ist zur Antwort gezwungen. „Wohlan" — spricht sie nun — „ich werde ihnen alles sagen, noch mehr, ich will ihnen mein für morgen gewähltes Gewand zeigen, um zu erfahren, ob es ihren Beifall, den Beifall geschmackvoller Kennerinnen, findet." Sie ruft den Bedienten, und befiehlt ihm, das Paket, welches vor zwei Stunden der Schneider gesandt habe, sogleich hieher zu bringen. Er geht, kehrt zurück, Charlotte zieht mit selbstzufriedenem Blicke das Gewand hervor, und Fanny — sinkt erbleicht in Ohnmacht, denn ach! die ganze Stik-

kerei

kerei auf Charlottens neuem Kleide ist dieselbe, welche sie erfunden hat, und die ihr Gewand, das sie morgen tragen will, schmückt. Eine schreckliche Ueberraschung! das von ihr erfundene Dessin ist auch hier; sie soll nicht mehr allein in einem solchen Kleide glänzen! Dieser Gedanke spannt ihre Nerven ab; sie sinkt bewußtlos in einen Stuhl.

---

Die Damen erschraken, oder stellten sich wenigstens erschrocken, denn eine Ohnmacht war in jener Zeit bei dem weiblichen Geschlechte eben so an der Tagesordnung, als jezt eine Erkältung; nur Charlotte erschrak wirklich, da sie und ihr neues Kleid die Veranlassung dieser Ohnmacht schien. Sobald Fanny wieder zur Besinnung kam, erschöpften sich die Schönen in Fragen, und erfuhren dann auch, was die Leser bereits wissen. Charlottens Schreck ward

zum Schmerze; denn sie hatte, obgleich ohne Willen, ihre Freundin in diesen Zustand versetzt. Es kam nun zu ferneren Erklärungen. Fanny schmähte auf den meineidigen Zeichner und Schneider; Charlotte versicherte aber, daß beide schuldlos wären, wenigstens direct schuldlos, und sie kenne weder den Einen noch den Andern; ein Zufall habe sie auf die Idee gebracht, diese Stickerei zu wählen; ihre Kammerjungfer habe ihr ein Stück Zeug mit Stikkerei gezeigt, deren Sterne, Blumen und Figuren ihren Beifall so sehr gefunden, daß sie sich schnell entschlossen, diese Dessins auf ein Kleid für die nächste Assemblee anzuwenden; sie wisse nicht, wie ihre Jungfer zu dem Zeuge gekommen sey, aber sie vermuthe jezt, daß sie ihn von ihrem Liebhaber, einem Schneidergesellen, erhalten habe.

„Ein Rest von meinem Kleide!“ sprach

zürnend Fanny. „Ja, ja, so ists!“ Charlotte fiel ihr, Verzeihung erbittend, um den Hals.

— „Wohlan, ich vergebe“ — entgegnete diese — „doch nur unter einer Bedingung: Sie müssen die Güte haben, mir eine Bitte zu gewähren.“

Befehlen Sie, theure Freundin, über mich — rief Charlotte — fordern Sie mein Leben; es sey Ihnen geweiht.

Fanny. Ich erbitte nur eine kleine Gefälligkeit. Versprechen Sie mir, das Kleid nicht zur morgenden Assemblee anzulegen.

Charl. (erbleichend und zurücktretend.) Wie? — Das fordern Sie. Nein, Fanny, das ist unmöglich! Ich habe sonst keine Freude, keine Hoffnung. Nein, das können Sie nicht begehren. Ihre Freundschaft gilt mir alles; aber —

Fanny. Und Sie wollten mir Ihr Leben weihen?

Charl. Wenn es nöthig wäre, gewiß; doch ein Gewand hingeben, auf dessen Schönheit ich mich so lange freute. Nein, ich gestehe, ich würde sehr unglücklich seyn durch eine so ungeheure Entsagung; ich —

„Nun denn" — sagte mit bitterm Tone Fanny — so ist es an mir, zu entsagen; ich opfere Ihnen das Kleid und die Freuden des Festes; ich werde morgen zu Hause bleiben. — Ich sehe ein — fuhr sie ruhiger nach einer Pause fort — daß ich Unrecht hatte, mich vom Unwillen überraschen zu lassen, daß Sie, liebe Freundin an dem Handel, der übrigens auch als eine Bagatelle erscheint, unschuldig sind. Vergessen wir den Vorfall, und reden von etwas anderem. Umarmen Sie mich. Wie pries man die Mäßigung, die Ruhe, welche sich jezt

im ganzen Weſen des Mädchens offenbarte! wie bedauerte man die edle Dulderin, die ſich mit einer bewundernswerthen Kälte an den Spieltiſch ſetzte, und mit der höchſten Aufmerkſamkeit den Gang des Spieles, auch in ſeinen Details, beobachtete!

Endlich trennte ſich die Geſellſchaft, die Freundinnen umarmten ſich beim Abſchiede. Des Vorfalles ward nicht mehr gedacht.

Aber Fanny gedachte ſeiner nun erſt recht, als ſie in ihrer Wohnung angekommen, und entfernt von läſtigen Zeugen war. Jezt brach der langverhaltene Zornſtrom gewaltſam aus; die Grazie ward zur Furie. Sie weinte, ſie rang die Hände, ſie warf ſich verzweifelnd in die Ottomanne, lief, eine Ophelia, im ſtillen Brüten verſunken, im Zimmer auf und ab, beſah ſtieren Blickes das verhaßte Kleid, warf es zu Boden, daß der Bologneſer laut aufbellte,

Es wird zu einem berühmten Zeichner, zu einem eben so berühmten Schneider gesandt, und beide erhalten die Weisung, die Ausführung der Erfindung zu übernehmen. Beide, gut bezahlt, arbeiten, der Anweisung gemäß, con amore, und in sechs Tagen wird das Opus den Händen der Eigenthümerin überliefert. Sie lächelt, läßt die Zufriedenen noch ein Mal das Gelübde des tiefsten Schweigens ablegen, und sieht nun, als sie entfernt sind, entzückt im Anschauen vor der gousteusen Körperhülle, entzückt, wie Pygmalion an dem belebten Gebilde. Wahrlich, der edelste Geschmack waltet in diesen Blumen, auf denen sich goldne Schmetterlinge wiegen, und durch deren Gewinde Genien mit Pfeil und Bogen wandeln, in diesen silbernen Sternen, womit das schneeweiße Gewand bedeckt ist. Vorsichtig und geheimnißvoll legt die glückliche Besitzerin das

Köstliche zusammen, daß es dem Auge der neidenden oder nachahmenden Welt verborgen ruhe, und mit seiner Pracht am großen Tage des Festes blende. Noch lag eine Ewigkeit von acht Tagen zwischen ihm und dem gegenwärtigen Augenblicke. Jezt fährt sie zu Charlotten; sie theilt ihr alle kleinen Geheimnisse mit, nur nicht das von dem neuen Kleide.

Die Tage vergehn. Es ist nur noch ein einziger übrig; am morgenden Tage soll das prächtige Gewand debüttren, da wird Fanny und ihre Charlotte zu einer dritten Freundin gebeten, wo Damengesellschaft ist. Beide erscheinen. Es ist hier von mancherlei Dingen, und endlich auch von dem morgenden Tage, und von den Kleidern die Rede, welche die Damen anlegen wollen. Fanny schweigt, ihrem Plane gemäß; aber auch Charlotte ist stumm. Man dringt in Fanny, sie soll erzählen, wel-

chen Anzug sie gewählt habe, und sie — täuscht die Neugierigen durch die Aeußerung, daß sie in einem allen bekannten Kleide erscheinen werde. Nun ist die Reihe an Charlotten, auch sie soll gestehen, womit sie sich kleiden werde. Sie weigert sich zu antworten, aber die Weigerung mehrt die Neugier; Charlotte ist zur Antwort gezwungen. „Wohlan" — spricht sie nun — „ich werde ihnen alles sagen, noch mehr, ich will ihnen mein für morgen gewähltes Gewand zeigen, um zu erfahren, ob es ihren Beifall, den Beifall geschmackvoller Kennerinnen, findet." Sie ruft den Bedienten, und befiehlt ihm, das Paket, welches vor zwei Stunden der Schneider gesandt habe, sogleich hieher zu bringen. Er geht, kehrt zurück, Charlotte zieht mit selbstzufriedenem Blicke das Gewand hervor, und Fanny — sinkt erbleicht in Ohnmacht, denn ach! die ganze Stik-

kerei

kerei auf Charlottens neuem Kleide ist dieselbe, welche sie erfunden hat, und die ihr Gewand, das sie morgen tragen will, schmückt. Eine schreckliche Ueberraschung! das von ihr erfundene Dessin ist auch hier; sie soll nicht mehr allein in einem solchen Kleide glänzen! Dieser Gedanke spannt ihre Nerven ab; sie sinkt bewußtlos in einen Stuhl.

---

Die Damen erschraken, oder stellten sich wenigstens erschrocken, denn eine Ohnmacht war in jener Zeit bei dem weiblichen Geschlechte eben so an der Tagesordnung, als jezt eine Erkältung; nur Charlotte erschrak wirklich, da sie und ihr neues Kleid die Veranlassung dieser Ohnmacht schien. Sobald Fanny wieder zur Besinnung kam, erschöpften sich die Schönen in Fragen, und erfuhren dann auch, was die Leser bereits wissen. Charlottens Schreck ward

zum Schmerze; denn sie hatte, obgleich ohne Willen, ihre Freundin in diesen Zustand versetzt. Es kam nun zu ferneren Erklärungen. Fanny schmähte auf den meineidigen Zeichner und Schneider; Charlotte versicherte aber, daß beide schuldlos wären, wenigstens direct schuldlos, und sie kenne weder den Einen noch den Andern; ein Zufall habe sie auf die Idee gebracht, diese Stickerei zu wählen; ihre Kammerjungfer habe ihr ein Stück Zeug mit Stikkerei gezeigt, deren Sterne, Blumen und Figuren ihren Beifall so sehr gefunden, daß sie sich schnell entschlossen, diese Dessins auf ein Kleid für die nächste Assemblee anzuwenden; sie wisse nicht, wie ihre Jungfer zu dem Zeuge gekommen sey, aber sie vermuthe jezt, daß sie ihn von ihrem Liebhaber, einem Schneidergesellen, erhalten habe.

„Ein Rest von meinem Kleide!“ sprach

zürnend Fanny. „Ja, ja, so ists!“ Charlotte fiel ihr, Verzeihung erbittend, um den Hals.

— „Wohlan, ich vergebe“ — entgegnete diese — „doch nur unter einer Bedingung: Sie müssen die Güte haben, mir eine Bitte zu gewähren.“

Befehlen Sie, theure Freundin, über mich — rief Charlotte — fordern Sie mein Leben; es sey Ihnen geweiht.

Fanny. Ich erbitte nur eine kleine Gefälligkeit. Versprechen Sie mir, das Kleid nicht zur morgenden Assemblee anzulegen.

Charl. (erbleichend und zurücktretend.) Wie? — Das fordern Sie. Nein, Fanny, das ist unmöglich! Ich habe sonst keine Freude, keine Hoffnung. Nein, das können Sie nicht begehren. Ihre Freundschaft gilt mir alles; aber —

Fanny. Und Sie wollten mir Ihr Leben weihen?

Charl. Wenn es nöthig wäre, gewiß; doch ein Gewand hingeben, auf dessen Schönheit ich mich so lange freute. Nein, ich gestehe, ich würde sehr unglücklich seyn durch eine so ungeheure Entsagung; ich —

„Nun denn" — sagte mit bitterm Tone Fanny — so ist es an mir, zu entsagen; ich opfere Ihnen das Kleid und die Freuden des Festes; ich werde morgen zu Hause bleiben. — Ich sehe ein — fuhr sie ruhiger nach einer Pause fort — daß ich Unrecht hatte, mich vom Unwillen überraschen zu lassen, daß Sie, liebe Freundin an dem Handel, der übrigens auch als eine Bagatelle erscheint, unschuldig sind. Vergessen wir den Vorfall, und reden von etwas anderem. Umarmen Sie mich. Wie pries man die Mäßigung, die Ruhe, welche sich jezt

im ganzen Wesen des Mädchens offenbarte! wie bedauerte man die edle Dulderin, die sich mit einer bewundernswerthen Kälte an den Spieltisch setzte, und mit der höchsten Aufmerksamkeit den Gang des Spieles, auch in seinen Details, beobachtete!

Endlich trennte sich die Gesellschaft, die Freundinnen umarmten sich beim Abschiede. Des Vorfalles ward nicht mehr gedacht.

Aber Fanny gedachte seiner nun erst recht, als sie in ihrer Wohnung angekommen, und entfernt von lästigen Zeugen war. Jezt brach der langverhaltene Zornstrom gewaltsam aus; die Grazie ward zur Furie. Sie weinte, sie rang die Hände, sie warf sich verzweifelnd in die Ottomanne, lief, eine Ophelia, im stillen Brüten versunken, im Zimmer auf und ab, besah stieren Blickes das verhaßte Kleid, warf es zu Boden, daß der Bologneser laut aufbellte,

jagte dieſen haſtig fort, rief die Soubrette, ſchlug die Thüre gewaltſam zu, raſſte das Kleid auf, und warf es — in den Kamin. Die Zofe ſprang ſchnell genug herbei, um die geſtickte Lanaſſa vom Feuertode zu retten. Was wollen Sie thun, meine gnädige Gebieterin? fragte mit ſchmeichelndem Tone Laurette, die ſchlaue Jungfer — Warum das ſchöne Gewand vernichten? Was verſetzte Sie in dieſe verzweiflungsvolle Stimmung? Noch währte es einige Minuten, ehe Fanny Faſſung genug gewann, die Stimme ihrer Dienerin zu vernehmen, und dann vergingen noch einige andere ehe ſie, aufs neue befragt, die Urſache ihres Zornes, ihres Kummers, ihrer Verzweiflung zu nennen, der Getreuen den ganzen Verlauf mitzutheilen vermochte.

Laurette war ganz zur Vertrauten ihrer Gebieterin geſchaffen. Sie beſaß Scharfſinn

genug, auch das zu verstehen, was Fannys Mund nicht aussprach, und war belesen genug, eine gute Rednerin zu heißen, und ihre Gebieterin zu berathen.

Und was haben Sie beschlossen? fragte sie, als Fanny die Erzählung des großen Unfalles, und die Schilderung ihres gerechten Kummers geendigt hatte.

Weiß ich es? erwiederte Jene. Am liebsten strafte ich die eitle, boshafte Charlotte durch Verachtung, durch Kälte. Ohnehin versteht sich, daß unsere Freundschaft in jenem Augenblicke, da sie darauf bestand, das nachgeahmte Gewand morgen zu tragen, für immer endete.

Und das wäre es Alles? Sie wollten den Triumph der Hoffärtigen dulden, sich nicht rächen?

Rächen? fragte Fanny mit funkelndem Auge. O könnte ich es! Könnte ich Rache

ben; ich lechze nach ihr. Laurette, ſchaffe mir Gelegenheit, und ich belohne dich freigebig. Erſinne Mittel dazu, und ich will dich meine Wohlthäterin nennen. Denke nach. An Verſchlagenheit mangelt es dir nicht. Rathe mir.

Die Zofe überhörte die Aufforderung nicht, und ließ ſich dieſelbe nicht erſt wiederholen.

Gelegenheit zur Genugthuung für Sie würde und müßte ſich wohl finden; Ihre Feindin könnte gedemüthigt, zum Gegenſtande des Spottes, des Gelächters, ja, ſie könnte vernichtet werden: das nähme ich im Nothfalle auf mich, und führte es aus; aber —

Kein Aber.

Aber, wollte ich ſagen, Charlottens Bruder iſt Ihr zukünftiger Gemahl. —

Dieſe Worte ſchufen eine Pauſe von wenigen Sekunden. Fanny ſchien mit ſich zu kämpfen. Endlich war dieſer Kampf geſtritten.

Ich habe ihn geliebt — sprach sie mit dumpfen Tone und gesenktem Blicke. — Es ist vorbei, und die Rücksicht auf dieses Verhältniß nun überflüssig. Die Uebermüthige wird gedemüthigt, mein Stolz muß mir Ersatz geben für den Verlust. Wilkinson ist nicht mehr mein Bräutigam. Nimm es so, und theile mit, was du ersonnen.

Laurette half, durch die Bemerkung, daß Fannys Schönheit bald ein Heer von neuen Anbetern herbeiführen müsse, welche des Verlobten Stelle mit Entzücken einnehmen würden, jeden Widerspruch in Fannys Innern meistern, und die Flamme des Hasses gegen Charlotte zur lodernden Glut anfachen. Und welches Motiv hatte die Zofe für ihre Handlung, welchen Lohn für ihre Redekunstübung? Fanny hatte ihr das gestickte Kleid, das Corpus delicti, und eine baare Belohnung versprochen.

Ein reiches Kleid und einige Goldstücke! Um solch einen Preis unternimmt ein Geschöpf wie Laurette viel, alles.

Und Fanny? Wenn irgend ein weibliches Wesen ohne Eitelkeit ist, nun so besaß Fanny zur Abrechnung die doppelte Quantität. Daher der Ueberreiz. Sagen Psychologen doch schon im Allgemeinen, daß gereizte weibliche Eitelkeit die ungeheuersten Revolutionen herbeiführe. Man erzählt, daß der berufene Roquelaure einstmals ersucht ward, die Aussöhnung zweier Damen, welche sich überworfen, zu bewirken. Das will ich wol — antwortete er — nur müssen sie nicht sich einander häßlich genannt haben. Iffland läßt den Anton in den Jägern von den Mädchen sagen: Nimm ihr den Liebhaber, und sie wird weinen, aber zerbrich ihren Spiegel, wirf ihren Putz zu Boden, und sie wird sich die Haare ausraufen.

So geschah es, daß Fanny ihre Liebe und ihre frühere Hoffnung auf Lebensglück, der Rache opferte.

Doch welche Art von Rache hatte Laurette ersonnen? Nur ein wenig Geduld, freundlicher Leser; die Zofe flüstert so eben im Boudoir ihrer Gebieterin den Plan geheimnißvoll zu. Referent vernahm noch kein Wörtchen davon Erst im Erfolge offenbarte sich, was jezt noch verschwiegen wird. Und so knüpfen wir die eigentliche Erzählung wieder an den Augenblick an, in welchem Charlotte von der Assemblee zurückkehrt.

---

Wie kehrt sie daher zurück? Bleich, entstellt, furchtbar krank, von schrecklichen Krämpfen gefoltert, bewußtlos; und eine halbe Stunde ist erst vergangen, seit sie ihre Wohnung verließ, um sich zu der Assemblee zu be-

geben. Ihr Zustand ist unbeschreiblich gefahr-
voll; der herbeigerufene Arzt zweifelt an Wie-
derherstellung der Leidenden. Doch die Kraft
der Jugend rettet sie, und läßt sie bald die
Gesundheit wieder gewinnen. Aber sie zieht
sich nun von dem großen Leben zurück, aus
einer Welt, in welcher sie eine der bittersten
Kränkungen erfuhr. Die Zeit heilte den Kum-
mer, aber sie kehrte nie mehr zur Hauptstadt
zurück, und weihte ihr Leben den bessern Ge-
nüssen der freien Natur; sie brachte es an der
Seite eines braven Gatten endlich dahin, Fan-
ny, ihre größte Freundin, nicht mehr zu hassen;
aber lieben konnte sie die ehemalige Freundin
nimmer; der Herzensbund war zerrissen, die
Unzertrennlichkeit aufgehoben, und Hauptmann
Wilkinson, welcher Fanny einen Absagebrief
geschrieben, und von ihr keine Notiz mehr
nahm, vermählte sich mit einem andern, weni-

ger

ger eitlen und durchaus nicht bösartigen Mädchen, und sah die Verlassene nie wieder.

Das die Wirkung von der Erfindung der Zofe Fannys, einer Erfindung, die wir jezt in der Ausführung näher beleuchten wollen.

Nichts ist leichter — hatte die ränkevolle Zofe am Abende vorher zu Fanny gesagt — als Charlotten zu demüthigen. Geben Sie mir die Erlaubniß, daß ich thun darf, was ich will, und die ganze Stadt soll eine Zeitlang über sie lachen; darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Und gerade das Kleid, worin Sie zu glänzen beschlossen, womit sie meine Gebieterin zu kränken entschlossen ist, soll zum Mittel dienen. Fanny versprach noch einmal, alles zu erlauben, und forderte nun die letzte Erklärung.

Wohlan — sprach mit Triumph im Blick und Ton die Listige — hören Sie mich an. Charlotte will Ihnen nicht erlauben, einzig zu

So fordert er einen ungeheuren Preis, der Jedermann die Kauflust nimmt. Parratta bleibt uns.

Vortrefflich, ganz vortrefflich. Wie viel Verbindlichkeiten bin ich Dir schuldig, Laurette! Nun, ich hoffe, Du sollst mit mir zufrieden seyn.

Und Sie mit mir. Aber soll es gedeihen, so muß ich eilen. Sie erhielt Erlaubniß ans Werk zu gehen, und that es.

Ein Schneider schnitt das Kleid zu, Laurette zeichnete Blumen, Schmetterlinge, Genien und Sterne; sechs Stickerinnen arbeiteten, die gewandte Jungfer half. Am folgenden Mittage war die Copie fertig, drei Stunden später Parratta gekleidet, so, daß sie, dem Anzuge nach, Charlotten durchaus glich; und ehe noch die erste Equipage zur Assemblee rollte, stand Tom, auffallend genug gekleidet,

vor der Thüre des Pallastes mit der geputzten Parratta, und schrie: Eine Meerkatze, wer kauft?

Das boshafte Geschöpf hatte ganz richtig geschlossen. Niemand stieg aus dem Wagen, ohne einen Augenblick wenigstens die possirliche kleine Dame zu beschauen, welche so angezogen war, daß sie die Vorderpfoten nicht frei hatte, und aufrecht neben Tom stehen mußte. Auch Vorüberfahrende lassen halten, und begaffen die sonderbare Personnage. Jezt rollt ein Wagen daher. Tom wirft Paratten ein Tuch über und geht davon. Kaum aber ist Charlotte Wilkinson, der schon einige aufmerksame Zuschauer nachlachen, zur Thüre hinein, so steht der Junge wieder auf seinem Platze mit dem Thiere, durch sein Rufen neue Aufmerksamkeit erregend.

Auch der Kopfputz, die Farbe des Ban-

des an Charlotten war mit dem an Parrata ganz gleich.

So wie das arme Mädchen in den Saal tritt, tritt auch ein Lächeln auf jedes Antlitz; man giebt sich Mühe, es zu verbergen, aber unwillkührlich kömmt der Krampf wieder, sobald man Charlotten ansieht, die Meerkatze nach größerm Maaßstabe. Man steckt die Köpfe zusammen; immer mehr Personen treten ein; jede beschauet staunend und lächelnd die Wilkinson. Alles zieht sich von ihr zurück. Sie bleibt allein, von jedem Neueintretenden aufs neue angegafft und belächelt. Man denke sich ihre Verlegenheit. Ein origineller alter Herr, der Lord F., führt endlich die Catastrophe herbei. Er schlägt bei ihrem Anblick ein lautes Gelächter auf, tritt dann zu ihr und spricht: „Um des Himmelswillen, wie kommt es, daß Sie und die Meer-

katze hier unten sich so ganz gleich sehen? Eine wunderbare Laune!" Indignirt tritt sie zurück, ihr Blick, ihr Benehmen läßt den Lord die Wahrheit errathen. „Haben Sie denn nichts gesehen?" — fragt er — „hier unten vor der Thüre?" Es kömmt zu Erklärungen. Das gebeugte Mädchen erfährt Alles; jedes spottlächelnde Gesicht bestätigt des Lords Aussage. Vernichtet wankt sie aus dem Saale, an dessen Thüre ihre Domestiken sie empfangen und zum Wagen führen. Eine schmerzvolle, langwierige Krankheit ist die Folge.

Die Hauptstadt sprach einen Monat lang von der Begebenheit, lachte darüber, und vergaß sie dann. Anfangs pries man Fannys Handlung, aber später verachtete man die Urheberin, wie man die entfernte Charlotte bemitleidete. „Das ist Damenfreundschaft!" sprachen mit einigem Rechte die Klugen im Lande.

geben. Ihr Zustand ist unbeschreiblich gefahrvoll; der herbeigerufene Arzt zweifelt an Wiederherstellung der Leidenden. Doch die Kraft der Jugend rettet sie, und läßt sie bald die Gesundheit wieder gewinnen. Aber sie zieht sich nun von dem großen Leben zurück, aus einer Welt, in welcher sie eine der bittersten Kränkungen erfuhr. Die Zeit heilte den Kummer, aber sie kehrte nie mehr zur Hauptstadt zurück, und weihte ihr Leben den bessern Genüssen der freien Natur; sie brachte es an der Seite eines braven Gatten endlich dahin, Fanny, ihre größte Feindin, nicht mehr zu hassen; aber lieben konnte sie die ehemalige Freundin nimmer; der Herzensbund war zerrissen, die Unzertrennlichkeit aufgehoben, und Hauptmann Wilkinson, welcher Fanny einen Absagebrief geschrieben, und von ihr keine Notiz mehr nahm, vermählte sich mit einem andern, weni-

ger

ger eitlen und durchaus nicht bösartigen Mädchen, und sah die Verlassene nie wieder.

Das die Wirkung von der Erfindung der Zofe Fannys, einer Erfindung, die wir jetzt in der Ausführung näher beleuchten wollen.

Nichts ist leichter — hatte die ränkevolle Zofe am Abende vorher zu Fanny gesagt — als Charlotten zu demüthigen. Geben Sie mir die Erlaubniß, daß ich thun darf, was ich will, und die ganze Stadt soll eine Zeitlang über sie lachen; darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Und gerade das Kleid, worin Sie zu glänzen beschlossen, womit sie meine Gebieterin zu kränken entschlossen ist, soll zum Mittel dienen. Fanny versprach noch einmal, alles zu erlauben, und forderte nun die letzte Erklärung.

Wohlan — sprach mit Triumph im Blick und Ton die Listige — hören Sie mich an. Charlotte will Ihnen nicht erlauben, einzig zu

erscheinen mit dem Gewande von Ihrer Erfindung; sie will mit der Copie prahlen, und dieser Wille gerade muß ihr Verderben werden. Wir haben bis zum Anfang der Assemblee noch zwanzig Stunden. Zeit genug, um noch ein solches Kleid anzufertigen. Ich verstehe so viel zu zeichnen, als hier nöthig ist. Stickerinnen schaffe ich; ein Schneider steht mir zu Gebot. In dieser Nacht wird das Gewand verfertigt.

Noch ein solches Kleid? — fragte verwundert Fanny. — Für wen?

Für Ihre Meerkatze Parratta.

Bist du von Sinnen?

Das wird sich zeigen. Wir ziehen der Mamsell Parratta das Kleid an, und der Küchenjunge Tom stellt sich mit der Geputzten an die Thüre des Pallastes, wo Assemblee ist, rufend: Eine Meerkatze! wer kauft! Die Herrschaften steigen aus den Equipagen, und schauen

lachend die geputzte Dame an; das Sonderbare des Aufzugs macht alle Welt aufmerksam. Die Gestalt, das Kleid imprimirt sich; man tritt in den Saal, und findet hier ganz dasselbe Kleid an Charlotten, oder sie tritt herein, gekleidet wie Paratta. Denken Sie sich die Scene. Zum Ueberfluß suche ich noch zu erfahren, wie Charlotten übrigens gekleidet, coeffirt ist, und staffire Parratta so aus, daß sie Charlottens Ebenbild wird.

Ein wunderbarer Einfall! Aber wo bleibt das Thier in dem Augenblicke, wenn Charlotte kömmt?

Tom kennt ihre Equipage; sobald er diese die Straße heraufkommen sieht, wirft er dem Viehe ein Tuch um, und entfernt sich so lange, bis die Wilkinson innerhalb des Pallastes ist.

Und wenn einer oder der andere die zum Kaufausgebotene an sich bringen wollte?

So fordert er einen ungeheuren Preis, der Jedermann die Kauflust nimmt. Parratta bleibt uns.

Vortrefflich, ganz vortrefflich. Wie viel Verbindlichkeiten bin ich Dir schuldig, Laurette! Nun, ich hoffe, Du sollst mit mir zufrieden seyn.

Und Sie mit mir. Aber soll es gedeihen, so muß ich eilen. Sie erhielt Erlaubniß ans Werk zu gehen, und that es.

Ein Schneider schnitt das Kleid zu, Laurette zeichnete Blumen, Schmetterlinge, Genien und Sterne; sechs Stickerinnen arbeiteten, die gewandte Jungfer half. Am folgenden Mittage war die Copie fertig, drei Stunden später Parratta gekleidet, so, daß sie, dem Anzuge nach, Charlotten durchaus glich; und ehe noch die erste Equipage zur Assemblee rollte, stand Tom, auffallend genug gekleidet,

vor der Thüre des Pallastes mit der geputzten Parratta, und schrie: Eine Meerkatze, wer kauft?

Das boshafte Geschöpf hatte ganz richtig geschlossen. Niemand stieg aus dem Wagen, ohne einen Augenblick wenigstens die possirliche kleine Dame zu beschauen, welche so angezogen war, daß sie die Vorderpfoten nicht frei hatte, und aufrecht neben Tom stehen mußte. Auch Vorüberfahrende lassen halten, und begaffen die sonderbare Personnage. Jezt rollt ein Wagen daher. Tom wirft Paratten ein Tuch über und geht davon. Kaum aber ist Charlotte Wilkinson, der schon einige aufmerksame Zuschauer nachlachen, zur Thüre hinein, so steht der Junge wieder auf seinem Platze mit dem Thiere, durch sein Rufen neue Aufmerksamkeit erregend.

Auch der Kopfputz, die Farbe des Ban-

des an Charlotten war mit dem an Parratta ganz gleich.

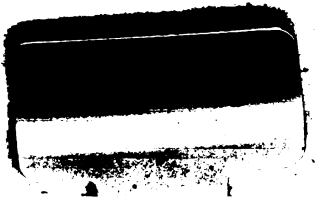
So wie das arme Mädchen in den Saal tritt, tritt auch ein Lächeln auf jedes Antlitz; man giebt sich Mühe, es zu verbergen, aber unwillkührlich kömmt der Krampf wieder, sobald man Charlotten ansieht, die Meerkatze nach größerm Maaßstabe. Man steckt die Köpfe zusammen; immer mehr Personen treten ein; jede beschauet staunend und lächelnd die Wilkinson. Alles zieht sich von ihr zurück. Sie bleibt allein, von jedem Neueintretenden aufs neue angegafft und belächelt. Man denke sich ihre Verlegenheit. Ein origineller alter Herr, der Lord F., führt endlich die Catastrophe herbei. Er schlägt bei ihrem Anblick ein lautes Gelächter auf, tritt dann zu ihr und spricht: „Um des Himmelswillen, wie kommt es, daß Sie und die Meer-

katze hier unten sich so ganz gleich sehen? Eine wunderbare Laune!" Indignirt tritt sie zurück, ihr Blick, ihr Benehmen läßt den Lord die Wahrheit errathen. „Haben Sie denn nichts gesehen?" — fragt er — „hier unten vor der Thüre?" Es kömmt zu Erklärungen. Das gebeugte Mädchen erfährt Alles; jedes spottlächelnde Gesicht bestätigt des Lords Aussage. Vernichtet wankt sie aus dem Saale, an dessen Thüre ihre Domestiken sie empfangen und zum Wagen führen. Eine schmerzvolle, langwierige Krankheit ist die Folge.

Die Hauptstadt sprach einen Monat lang von der Begebenheit, lachte darüber, und vergaß sie dann. Anfangs pries man Fannys Handlung, aber später verachtete man die Urheberin, wie man die entfernte Charlotte bemitleidete. „Das ist Damenfreundschaft!" sprachen mit einigem Rechte die Klugen im Lande.

YA 05830

M120461

PT1338
S7
V.1

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY